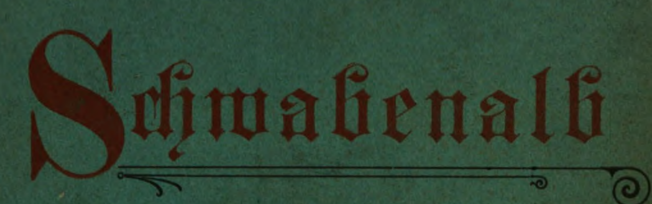


Schwabenalb

Historien und Sagen

von

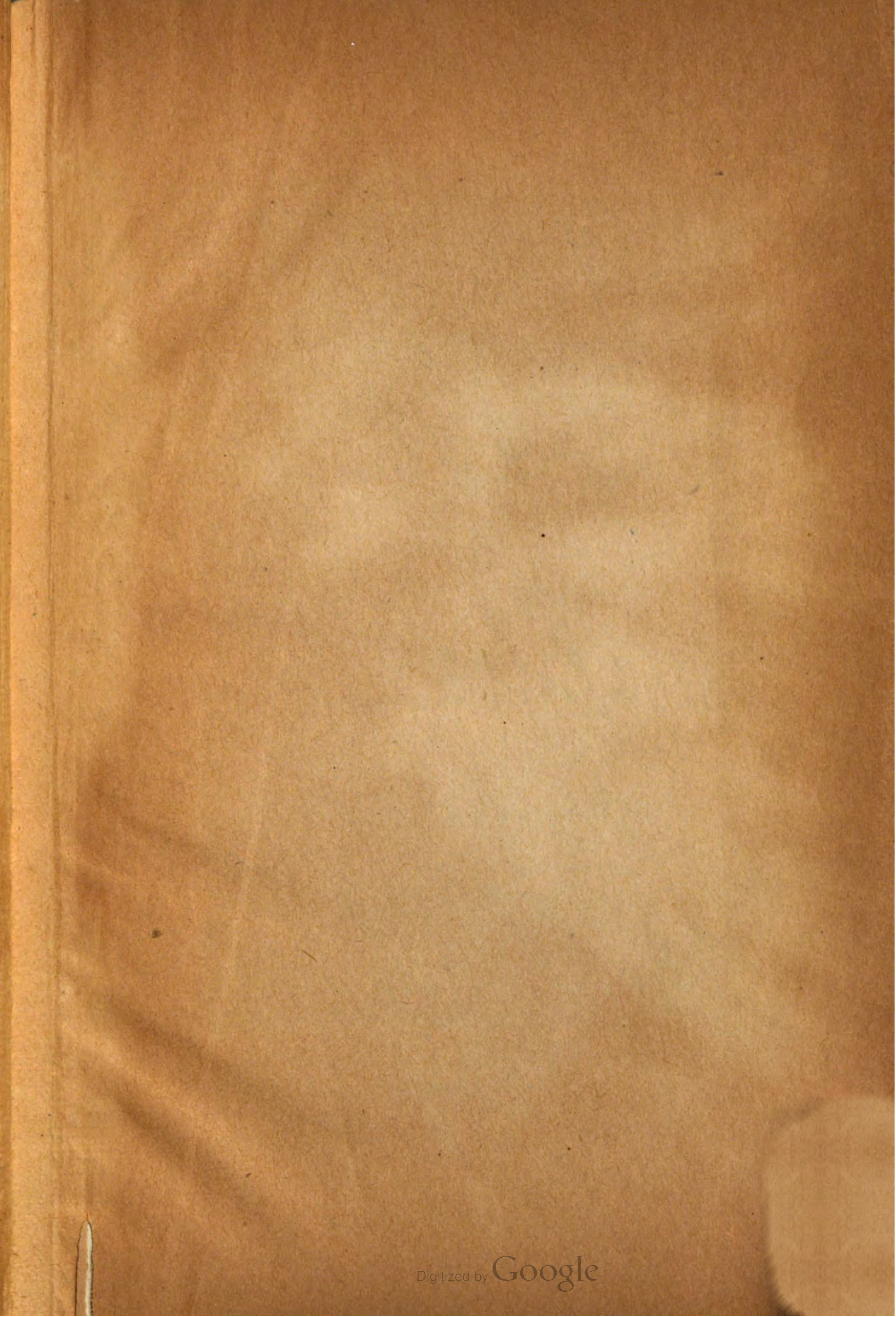
E. Schloz,
kgl. Bezirksnotar in Ebersbach.

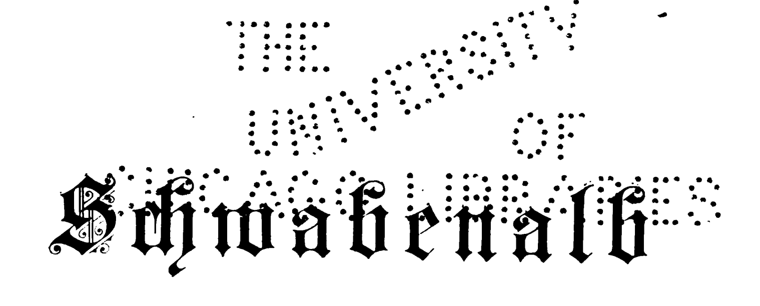
Neue Ausgabe.



Göppingen.
Verlag von Jacob Dietler.
1900.


Cres
Cat Sci
entia
Vita
Exco-
latur





Historien und Sagen

von

E. Schloz
kgl. Bezirksnotar in Ebersbach.

Neue Ausgabe.

Göppingen.
Verlag von Jacob Dietler.
1900.



Wenn wir den majestätischen Steilabfall der Alb gegen das schwäbische Niederland schauen und das eine oder andere ihrer zum Neckar mündenden schönen Thäler durchwandern, so überkommt uns gewiß mit Allgewalt das Begehren, auf die Höhe hinaufzusteigen und Umschau zu halten. Freilich geschieht dies zunächst mit einem gewissen Scheugefühl; denn die rauhe Alb ist oder war jedenfalls lange Zeit nicht jedermanns Ding.

Wer aber einmal die Alb kennen gelernt, ihre Schönheiten in sich aufgenommen, sich mit dem Charakter der Landschaft vertraut gemacht, sein Ohr dem Älbler und sein Auge dessen Gewohnheiten und Lebensart geliehen hat, der findet eine Fülle des Schönen, Anregenden und Eigenartigen.

Bieder, ehrlich, dienstfertig, arbeitsam und zutraulich sind die hervorstechendsten Eigenschaften der Albbewohner, denen leicht eine herzliche Gutmütigkeit und natürliche Sanftheit abzufühlen ist, während Streit und Habsucht nur wenig Raum in ihren Herzen gefunden zu haben scheinen. Ihr religiöses Gefühl ist tief gewurzelt und ihre sittliche Auffassung der Dinge nachahmenswert. Und wer ihnen, allerdings nicht ganz un-

berechtigterweise, Schatzgräbergeschichten und anderen Aberglauben zum Vorwurf machen will, der hat vielleicht vorher auch ein Stäublein Aberglauben vor seiner eigenen Thüre wegzukehren.

Es ist ein herrlicher Genuß, die Thäler zu durchwandern, welche die Hochfläche der Alb gegen Mittag, der Donau entgegen, durchziehen — das Lauchart-, Schmiechen-, Blau-, Brenz- und vor allem das Lauterthal.

Auf grünem Wiesengrund, vorbei an flachen, oft senkrechten Thalwänden, schlängeln sich die Flüßchen in ihrem von Wasserpflanzen dicht besetzten, mitunter von stattlichen Felsblöcken unterbrochenen Bett ruhig und still in hunderterlei Krümmungen fort, und es bietet dem Unterländer gewiß einen eigenartigen Anblick, wenn er im Frühjahr und Sommer eine Anzahl halbbekleideter Menschen in der Lauter und an deren Gestaden mit der Sense herumhantieren sieht, bemüht, das üppige Gras vom Flußboden und von den Ufern wegzumähen, während andere die davonschwimmenden Halme zu erhaschen und sie aufs Trockene zu werfen suchen.

Das „Lautermähen", bei dem es lustig und fröhlich zugeht, ist ein Fest für die Mähder, und regelmäßig beschließt eine solenne Mahlzeit, zu welcher die mancherlei Fischlein des Flüßchens ihr ansehnliches Kontingent zu stellen haben, das mühsame, aber erfreuliche Tagwerk.

Stolz grüßen die mancherlei Zeugen freien und

stolzen Rittertums, die Höhenburgen, in die Thäler, und fast will es den einsamen Wanderer bedünken, daß sie majestätischer, ich möchte sagen, willkommener sich erheben, denn an anderem Orte, und daß sie dem Albthal um so eher zur Zierde gereichen, weil es anspruchsloser, stiller und weniger heimgesucht vom hastenden Gewoge der Zeit ist, denn seine Genossen. Und droben auf der Höhe, da finden wir Ebenen, die häufig kleine Waldstrecken oder einzelne mächtige Hainbuchen beleben. Kesselrunde Vertiefungen wechseln mit flachen Anhöhen ab, die in reizender Weise den aussichtsdurstigen Wandersmann zum besten halten; denn sie sind nicht selten gerade so hoch, daß sie ihm immer wieder die ersehnte Fernsicht verdecken.

Große Strecken ergiebigen Ackerlands, von Reihen fruchtbringender Obstbäume unterbrochen, erblickt das Auge, das staunend den schwarzen, von zahllosen, blendend weißen Steintrümmern übersäten Boden betrachtet. Ja, staune nur, Menschenkind, ob der Weisheit, Fürsorge und Wohlthat des Schöpfers! Die vielen, vielen Kalksteine und -Steinchen verhindern nicht nur, daß die heftigen Winde, die fortwährend über die Alb dahinstreichen, die leichte Erde fortwehen, sondern sie erhalten auch dem Boden seine notwendige Feuchtigkeit.

Und endlich, was sagst Du dazu, wenn ich Dir sage, daß auf der Alb das Wasser bergab und bergauf läuft?

Sieh mich nicht so ungläubig an; es ist thatsächlich so!

Die Bewohner der einsam und in weiten Entfernungen von einander liegenden Ortschaften mit den einstockigen, noch mit Schiebfenstern versehenen, teilweise auch noch mit Stroh bedeckten, zierlich getäfelten Häusern litten lange Zeit bitteren Mangel an Quellwasser, weil das Regenwasser sogleich tief in die vielen unterirdischen Höhlungen hinabsickerte. Es waren daher Wassersammlungen angelegt, ziemlich tiefe, mit Thon ausgeschlagene Cisternen, in welche das Regenwasser von den Dächern geleitet wurde, während man für das Vieh die Wasser von den benachbarten Anhöhen in Hülen zusammenleitete.

Nun hat aber die Fürsorge eines gütigen Königs auch dem Älbler die Wohlthat eines guten, frischen Trinkwassers, dieses so unentbehrlichen Lebensbedürfnisses verschafft. Mächtige Pumpwerke treiben von den wasserreichen Thälern fortwährend große Wassermassen auf die Höhen, und wo vorher Armut herrschte, da ist's jetzt umgekehrt.

So setzt ein Schwabenkönig in den dankbaren Herzen seiner Unterthanen sich selbst ein Denkmal, das Stein und Erz und also auch dasjenige überdauert, das sie ihm am schönen Blautopf, inmitten sprudelnder Quellen, in sinniger Weise errichtet haben.



I. Grafeneck.

In einem kleinen Seitenthale der Lauter, am Weg von Münsingen nach Offenhausen, lag malerisch das Schloß der Grafen von Grafeneck.

Das friedliche, stille Thälchen paßte trefflich zu dem Charakter der Schloßbewohner, die im trauten Familienkreise ihr Glück suchten und denen die Alb-Einsamkeit lieber war, denn das geräuschvolle Leben an irgend einem Hofe.

Graf Berthold hieß zwar gemeinhin nur der Rauhgraf. Aber er trug diesen Titel mit Stolz; hatten ihm doch die Leute denselben seines biederen, offenen, nach außen allerdings rauhen und schroffen, aber grundehrlichen und gerechten Wesens halber beigelegt.

Wenn wir freilich jetzt nach Grafeneck wandern, so suchen wir vergeblich das idyllische Thal. Der länderverbindende Schienenstrang hat nunmehr seinen Weg auch in diese Weltabgeschiedenheit gefunden; statt des melodischen Klangs der Klosterglocken ertönt der schrille Pfiff der Lokomotive, und statt des Echos vom Hifthorn das betäubende Schreien und Drängen des hastenden, jagenden Verkehrslebens durch den Wald.

Dem Thal ist seine Ruhe genommen; es ist ein anderes geworden unter seinesgleichen. — —

Es war zu Anfang des Sommers 1482.

Auf einer zwischen zwei Thalzinken vorspringenden Ecke des Gebirges erhob sich die Burg Grafeneck. Umgeben von Graben und Mauer, geschützt durch ein Vorwerk, verwahrt durch Thürme, Zugbrücke und Fallgatter glich sie doch mehr einem Jagdschloß, einer fröhlichen Pfalz, denn einer streitbaren, trotzigen Bergfeste.

Nordöstlich vom Schlosse, begrenzt von der Mauer und vom Walde, befand sich ein großer, freier, durch prachtvolle Linden und Hainbuchen beschatteter Platz, auf welchem der Schloßherr seinen Knaben in ritterlichen Spielen und Leibesübungen unterrichtete, während die Schloßfrau mit den beiden, noch kleineren Mädchen wohlgefällig solch Beginnen betrachtete und mit steigendem Interesse den Ausgang des Waffenspiels verfolgte. Reiten, Laufen, Springen, Klettern, Steinwerfen und Fechten gehörten zu den täglichen Übungen; heute durfte Walther, so hieß das blondlockige, für seine sieben Lenze außerordentlich kräftig entwickelte Junkerlein, mit der Vorübung zum Tournier beginnen. Wie toll rannte er zu Pferde mit der Lanze gegen einen an einem Pfahl befestigten, gepanzerten Strohmann, und versuchte, denselben zu durchbohren. Bald wäre ihm dies auch unter väterlicher Anleitung gelungen, als vom Bergfried herab das Horn des Wächters ertönte.

„Es sind Fremde im Anzug“, sagte Graf Berthold,

„gehen wir ins Schloß zurück, um dieselben dort zu erwarten."

Kaum war das Fallgatter hinter ihnen herabgelassen, als ein Ritter vor dem Thore hielt, der durch unaufhörliches Anschlagen an die neben dem Thore hängende Blechtafel Einlaß begehrte. Es war diese Art des Anmeldens mehr eine schalkhafte Spielerei, die sich befreundete Ritter in besonders guter Laune gegenseitig erlaubten. Bei anderen Anlässen ertönte das Hifthorn vor dem Thore.

Während Herr Berthold von Grafeneck zur Mauer emporstieg, um zu sehen, wer der ungestüme Trommler sei, ertönten das Thälchen herauf die Klänge des Jägerhorns.

Der Rauhgraf wußte nun, wer zu ihm komme und um was es sich handle, und in kürzester Frist begrüßte er im Schloßhof seine beiden Freunde, den Sperber von Sperberseck und den Spät von der Schildsburg.

Nachdem sie in der Halle zu einem Trunk sich niedergelassen hatten, teilte der Schildsburger mit, daß er eben im Begriff sei, nach Münsingen zu reiten, woselbst heute noch der junge Graf Eberhard von Württemberg eintreffen werde.

„Auch ich bin auf demselben Wege", rief vergnügt der Sperberseder; „hei! das wird ein lustig Leben werden. Blase nur fleißig Dein Jägerhorn, Albert Spät, das gefällt dem Grafen; die Würde eines Reichsjägermeisters bekommt man nicht alle Tage."

„Diese Würde steht aber von rechtswegen nur dem Uracher Grafen, dem älteren Eberhard von Württemberg, zu", warf Herr Berthold dazwischen; „der junge Graf ist freilich auch ein Reichsjägermeister; sein Jagdgebiet ist unbegrenzt; nur bedarf er zu seinem Weidwerk keines Horns als Helmschmuck."

„Schon wieder der alte Hofmeister", rief belustigt der Sperber; „laß mich doch mit dem Uracher Grafen in Ruhe. Mit dessen Frömmigkeit ist's auch nicht weit her, sonst würde er nicht mit dem Konrad Fyner von Gerhausen, dem das rabiate Fräulein von Helfenstein zum Altar gefolgt ist, zusammensitzen, um Schwarzkunst zu treiben. Oder heißt mans vielleicht anders, wenn man, wie der Fyner, Buchstaben in Bleiklötzlein schneidet, diese zu Worten zusammensetzt und hernach auf Papier druckt, das der Graf gen Tübingen sendet, damit sich das Schreiber- und Schulmeistervolk den Kopf damit vollstopfe. Teufelskunst ist's, sage ich!"

„Hätt' auch was Gescheiteres thun können, die Magdalene von Helfenstein, als jemand zu freien, der mit Beelzebub hantiert," fiel der Schildsburger dazwischen. „Freilich, 's ist mit den Helfensteinern nicht mehr weit her, und auf Hohengerhausen sitzt ein württembergischer Vogt; aber die hübsche Magdalene wäre nicht sitzen geblieben, und wenn — —" „Du selbst ihrer begehrt hättest," unterbrach der Grafenecker den polternden Freund. Doch dieser ließ sich nicht irre machen.

„Der Sperber hat recht. Da lobe ich mir den Hof des jungen Eberhard; da befindet sich der Ritter unter seinesgleichen und ergötzt sich bei allerlei Spiel und Kurzweil."

„Wer weiß, wie lange solche Kurzweil dauert", warnte Herr Berthold; „es wäre klüger, wenn der junge Graf sich mehr dem Regieren widmete, als gottesfürchtigen Klosterfräulein. Und viel lieber sehe ich den älteren Eberhard umgeben von seinen gelehrten und weisen Räten, denn den jüngeren in Gesellschaft leichtgesinnter, übermütiger Junker. Ist leicht zu kalkulieren, wo am meisten herauskommt, da oder dort."

„Und wenn unser gnädiger Herr gescheit ist", nahm Albert Spät wieder das Wort, „so überläßt er seinem Vetter die ganze Regierung. Der hat ja so eine Freude daran, überall Einrichtungen zu schaffen, die zum Heil und Segen seiner Unterthanen ausfallen sollen. Zeit genug hat er auch dazu; den ließe ich machen. Ihr werdet schon sehen, wie das Volk schimpfen wird, wenn es den Beutel aufmachen und bezahlen soll. Bei uns schimpfen die Leute ja auch; aber wir haben doch unser Vergnügen dabei, während der alte Graf Sorgen und zuletzt — Undank hat."

„Recht so!" rief der Sperber und schlug mit der handschuhbewehrten Faust dröhnend auf den schweren Eichentisch; „aus der Seele hast Du mir gesprochen, Vetter Albert; komm her und trinke mit mir auf das Wohlsein des Grafen Eberhard des Jüngeren von Württemberg."

„Da thu ich auch mit," erklärte ruhig der Rauhgraf, und trank mit einem Zuge seine Kanne leer; „ihr dürft nicht glauben, daß der Graf von Grafeneck zurückbleibt, wenn es gilt, einen Württemberger Grafen zu ehren; solcher Glaube könnte auch teuer zu stehen kommen. Aber ich hielte es dennoch für besser, der junge Herr reiste mit seinem Ehegemahl, statt mit lustigen Dirnlein, und hätte andere Vertraute um sich, als den entlaufenen Pater Holzinger und den Junker von Hundersingen, deren Ratschläge nie und nimmermehr vorteilhaft für Fürst und Volk ausfallen können" — — „und den Spät von der Schildsburg und den Sperber von Sperberseck" ergänzte schnippisch der letztere.

„O Du Einfaltspinsel", schalt Herr Berthold; „soweit vermesse ich mich nicht, euch für Vertraute und Ratgeber eines Fürsten zu halten. Um dies zu sein, muß man zuerst selbst etwas gelernt und erfahren haben, Gutes oder Schlimmes, und dazu seid ihr beide noch zu jung."

Scharfe Worte flogen nunmehr herüber und hinüber, und fast wollte es den Anschein gewinnen, als möchte die Unterhaltung eine bedenkliche Wendung nehmen, als Frau Mechthild, die Gattin des Schloßherrn, mit ihren Kindern in die Halle trat, die Gäste zu begrüßen.

Ehrerbietig erhoben sich die Junker von ihren Sitzen und gingen der Schloßfrau entgegen.

„Ludwig von Sperberseck", begann diese, lächelnd mit dem erhobenen Zeigefinger drohend, „Ihr seid ein

streitbarer Mann geworden, seit ich das letztemal Euch zu Grafeneck gesehen habe. War's nicht just zur selben Zeit, als Hans von Baldeck, vom Madenschlößlein drüben, mit seinem schönen Töchterlein Agnes uns einen Besuch abstattete? Seid Ihr inzwischen nicht im Schlößlein gewesen? Wer weiß, ob das nicht ein löblicheres Beginnen wäre, als mit dem jungen Württemberger die Frauenklöster zu visitieren."

Eine tiefe Röte überzog das Gesicht des Junkers.

„Ihr mögt wohl recht haben, vieledle Frau", brachte er endlich hervor, „aber der Doktor Holzinger sagt, auf Baldeck werde eitel Zauberei und Teufelswerk getrieben. Der württembergische Vogt auf Hohenwittlingen fahre durch die Luft ins Madenschlößlein."

„O Sperber!" zürnte Frau Mechthild. „Hätt's nicht geglaubt, daß einem verliebten Junker ein entlaufener Mönch solch thörichtes Zeug vorschwatzen könnte. Wenn nur von dem niemand behext wird."

„Verzeiht", mischte sich der Spät dazwischen; „aber mit der Hexerei muß es in der Uracher Gegend doch seine eigene Bewandtnis haben.

Erst jüngst hat der Landhofmeister Dietrich von Weyler meinem Vater selbst folgende seltsame Geschichte erzählt: Graf Eberhard der Greiner habe dem Kaiser Karl nach Prag so eilig als möglich eine dringende Botschaft zukommen lassen wollen und nicht gewußt, wie er dies angreifen solle. Da sei in der Nähe von Urach ein altes Weib gesessen, das allerlei Kräuter gekocht, aus dem Gemengsel eine Salbe be-

reitet und sich erboten habe, über Nacht den Brief an seinen Bestimmungsort zu verbringen. Darauf habe sie mit ihrer Zaubersalbe ein erst wenige Tage altes Kalb bestrichen und ihrem Manne befohlen, sich auf dasselbe zu setzen. In einer Nacht sei sodann der Bote mit seinem sonderbaren Reittier von Urach gen Prag gerannt.

Nachdem er seine Botschaft ausgerichtet, habe er die Heimreise auf die nämliche Weise, wie die Herreise zurückzulegen gedacht und sei bei Nacht und Nebel auf seinem Kalb wieder davongejagt. Rechtzeitig sei ihm jedoch eingefallen, daß sein Weib ihm dringend verboten habe, irgend ein Wort unterwegs zu reden. Als er aber nahe zur Alb gekommen sei und sein kälbernes Roß das tiefe Lenninger Thal, vor dem ihm zuvor angst und bange gewesen, mit einem einzigen Satz übersprungen habe, da habe er sich des Ausrufs nicht enthalten können: ‚Das war der schönste Sprung, den ich jemals von Kälbern gesehen habe!‘ Im selben Augenblick sei das Kalb spurlos verschwunden gewesen und der Bote habe den Weg vollends zu Fuß zurücklegen müssen. Im Schloß wieder angekommen, habe sich jedermann ob seiner frühen Rückkehr gewundert; der Graf habe ihm geradezu mißtraut. Als er aber seinen Ritt auf dem verzauberten Kalb erzählt habe, da habe der Graf ausgerufen: ‚Fürwahr, was bedürfen wir ferner der Rosse, wenn Kälber über das Moos rasen und tiefe Thäler überspringen, ohne daß der Reiter Schaden leidet!‘

Dem Junkerlein von Grafeneck schien die Mär besondere Freude bereitet zu haben.

„Hört, Schildsburger", begann wiederum die Gräfin, „die Geschichte vom Hexensprung über das Lenninger Thal ist alt, und ich will gewiß nicht bestreiten, daß der Böse die Macht hat, den Menschen zu schaden oder ihnen zu nützen."

Und zu dem Sperber gewendet fuhr sie fort: „Ob aber zu Baldeck, im Madenschloß drüben, Zauberei und Hexenwerk getrieben wird, Vetter Ludwig, davon würde ich mich selbst überzeugen, und zwar ginge ich an den Hof nach Urach, woselbst das Fräulein mit ihrem Vater zur Zeit sich aufhält."

„Das klingt fast so, als ob Ihr sagen wolltet: jetzt macht, daß ihr fortkommt von Grafeneck", lachte Junker Spät; „doch Ihr habt recht; es ist höchste Zeit, daß wir gen Münsingen reiten, um unsern gnädigsten Herrn zu empfangen. Du reitest doch mit, Berthold?"

„Gewiß!" erwiderte der Gefragte. „Ein Grafenecker hat einem Württemberger noch nie den Gruß verweigert. Gefällt's mir nicht mehr bei euch, dann reite ich spornstreichs wieder nach Hause."

Er begab sich in die Waffenkammer und kam nach kurzer Zeit mit Schwert und Harnisch gewappnet wieder zum Vorschein.

Die Junker verabschiedeten sich von der Gräfin und ihren Kleinen; Graf Berthold küßte seine Lieben, mit diesmal schier auffallender Inbrunst seinen Walther,

und bald waren die Reiter im nahen Wald und dem Gesichtskreis der Burg entschwunden.

Die Schloßherrin begab sich in die Kemenate, während der Junker auf seine Bitten die Erlaubnis bekam, mit Meinrad Guthelm, dem Marschalk, noch einen Spazierritt unternehmen zu dürfen. Meinrad war allerdings erst seit wenigen Wochen in Grafeneck.

Er befand sich vorher in der Reichsstadt Hall, wo ihm der kleine Rat das Amt eines städtischen Waffenschmiedsgesellen übertragen hatte.

Dort wo er so viel Schönes gesehen, hätte es ihm wohl gefallen; allein eines schwarzaugigen Mädchens wegen war er mit einem jungen Patrizier, dem Sohne des reichen und angesehenen Sulmeisters Senft, hart zusammengeraten. Darum hieß es: fort aus Hall. Freilich war sein Lieb nur eine vom fahrenden Volk, eine Seiltänzerin, die zudem gleich ihm die schwäbische Alb ihre Heimat nannte; allein die schwarze Betty, wie die Leute sie hießen, hatte es eben auch dem jungen Senft angethan. Und ein vornehmer Bürgerssohn frug in derlei Dingen nach einem ehrsamen Handwerksgesellen verflucht wenig.

Darum sattelte der Waffenschmied sein getreues Rößlein, bevor ihm der Senft den Büttel auf den Hals schicken konnte, und fort gings aus den Thoren der alten Reichsstadt, hin zur Schwabenalb. Beim Einsiedler in St. Johann hatte er Rast gehalten und von dem gesprächigen Klausner manches erfahren, das ihn interessierte. Das nahe gelegene Sirchingen war

ja seine Heimat; dort bebauten einst seine Eltern ein hübsches Gütchen.

Sein einziger Bruder, Warnfried, war, wie er hören mußte, ins Kloster gegangen; es hielt ihn also nichts mehr im Dorfe. Und doch war er glücklich, als ihm im benachbarten Schloß Grafeneck der erledigte Dienst des Marschalks übertragen wurde. Er kannte Weg und Steg und hatte sich durch sein ansprechendes Wesen schon in kurzer Zeit das Zutrauen der Schloßbewohner erworben. Insbesondere hing Walther mit geradezu rührender Zärtlichkeit an dem neuen Marschalk, der ihm so Vieles und Neues von fremden Städten und Dörfern, von Bergen und Thälern, von Flüssen und Seen, von Krieg und von Tournieren zu erzählen wußte. Wie freute sich da der Knabe, bis auch er einmal ein wackerer Ritter und streitbarer Kriegsheld würde. Ohne Bedenken vertraute daher die Gräfin ihren Liebling dem Marschalk an und ermahnte die Wegreitenden nur, mit der Rückkehr nicht bis zum Einbruch der Dunkelheit zu säumen.





II. In der Buttenhauser Bannmühle und vor Blankenstein.

Nach der Sitte der damaligen Zeit war neben einigen wenigen Bruchstücken geistiger Erfordernisse die Erlernung des Waffenhandwerks die Hauptsache der Erziehung der Knaben aus ritterbürtigem Geschlecht. Dazu gehörte vornehmlich das Reiten. Darum hatte auch der junge Grafenecker von seinem Vater schon ein eigenes Roß bekommen, kleiner zwar, als die gewöhnlichen Streit- und Jagdrosse, aber für das Herrlein immerhin von respektabler Größe und geeignet, darauf ritterliche Künste zu erlernen.

Heute nun wußte Walther kein größeres Vergnügen, als das Lauterthal entlang gen Bichishausen reiten zu dürfen, woselbst in der Burg Hansens, des Truchsessen von Bichishausen, ein Grafenecker jederzeit ein willkommener Gast war.

Selten genug allerdings war dem Junker diese Freude bis jetzt zuteil geworden; deshalb wollte er heute die günstige Gelegenheit benützen und mit der Heimkehr beileibe nicht eilen.

Doch es sollte sein Plan nur teilweise zur Ausführung gelangen.

In Buttenhausen, einem wenige Meilen von Grafeneck entfernt, an den beiderseitigen Abhängen des engen Lauterthales malerisch gelegenen gundelfingischen Dorf, durch welches der Weg nach Hundersingen und Bichishausen führt, hatte Meinrad Verwandte. Dieselben saßen schon seit langer Zeit auf der Bannmühle.

Als der Bannmüller starb, wären nicht wenige gerne seine Nachfolger geworden. Aber der Dorfherr, Herr Friedrich von Gundelfingen, hatte den wackeren Mann wohl leiden mögen und deshalb den Sohn des Verstorbenen auf die Mühle gesetzt, auch seiner Witwe die Vergünstigung eingeräumt, ein kleines, an der Straße nach Münsingen, im Apfelstetter Thälchen gelegenes Häuschen gegen die einzige Verpflichtung bewohnen zu dürfen, daß, wie bisher, so auch künftig, die Töchter der Müllerin alljährlich beim Ausschank des Bannweines in der Dorfschenke hilfreiche Hand zu leisten haben. Dies konnte die Alte wohl eingehen; denn für das junge Volk war das Bannweinschenken jedesmal eine Zeit der Freude. Trommler und Pfeifer aus der Nachbarschaft fanden sich zusammen, und unter der schattigen Linde am Dorfbrunnen, in unmittelbarer Nähe der Schenke, dauerte der Tanz und die Lustbarkeit bis tief in die Nacht hinein.

Stets fröhlich und guter Dinge waren auch die beiden hübschen Töchter der Bannmüllerin. Ehrsam und tugendhaft hatten sie für jeden der jungen Burschen

ein passendes Scherzwort; aber wehe dem, der sich zu unziemlicher Rede erfrecht oder gar das eine oder andere der Mädchen unzart berührt hätte! Manch ein Freier warf sein Auge auf sie; hauptsächlich verdrehte Betty, die jüngere der beiden Schwestern, mit den tiefschwarzen Haaren und den dunkeln, feurigen Augen den Burschen die Köpfe. Als natürliche Einfachheit erschien ihre ganze Gestalt in dem einfachen bescheidenen Gewande, das ihre Reize aber nur desto wirksamer zur Geltung brachte.

Eines Tages war Betty plötzlich verschwunden; niemand wußte, wohin, und nur die alte Bannmüllerin, die allein den Hang ihres schönen Kindes nach der Lust und den Freuden der Welt kannte, mochte ahnen, welch' gefährliche Straße dasselbe gezogen sei. Ihrem Mutterauge war das äußerlich so harmlos scheinende Getändel mit dem vor wenig Wochen in den Flecken gekommenen Gaukler nicht entgangen; ihre Warnungen waren aber fruchtlos geblieben.

Zum Tode betrübt schüttete sie ihr Herz ihrem Gott aus und legte das Geschick ihres unglücklichen Kindes in seine treuen Vaterhände. Allmählich wurde sie ruhiger, und wenn jemand nach ihrer Betty frug, so antwortete sie zuversichtlich: „Sie kommt wieder!“

Von all dem wußte der Marschalk nichts; als kleiner Knabe durfte er selten genug mit seinem Vater von Sirchingen aus eine Reise nach Buttenhausen unternehmen, wenn dieser seine Schwester, eben des Bannmüllers Weib, besuchen wollte; aber das war

schon lange her. Seitdem war er nie mehr in das Lauterthal gekommen. Heute nun hatte er es gut getroffen; es wurde gerade Bannwein geschenkt, und als sie an der Schenke vorbeiritten, da mußte er gar manchem, der ihm das Glas zum Trunke reichte, Bescheid thun. Und als vollends einer der Gäste den jungen Grafenecker erkannte — schlicht und prunklos, ein einfacher, liebenswürdiger Knabe und nur in Begleitung eines Dieners, eines der Ihrigen, da schrie der ganze Haufe wie aus einer Kehle: Der Graf von Grafeneck soll leben! Sie betrachteten besagten Umstand als besonderen Grad hervorragenden Zutrauens zu ihresgleichen, wodurch der ohnedies schon beliebte Graf noch höher in ihrer Verehrung stieg.

Durch den Lärm aufmerksam geworden, trat Hadwig, die ältere Tochter der Müllerin, aus der Schenke, um die Ankommenden zu begrüßen. Es widerfuhr ihr heute eine hohe Ehre, umsomehr, als der Junker ihre Einladung, bei der Mutter draußen im strohbedeckten Ausdinghäuschen einen Besuch abzustatten, gerne annahm. Walther kannte die würdige alte Frau, die schon manchesmal bei seinen Eltern in der Burg gewesen war, und wie freute er sich stets, wenn sie sich nicht vergeblich bitten ließ, ihm gar seltsam köstliche Geschichten zu erzählen. Die Pferde wurden untergebracht, und bald traten die Ankömmlinge durch das mit zierlichen Blumen aller Art geschmückte Vorgärtlein in das niedliche Haus, dessen reinliche Fenster hell im Glanze der untergehenden Sonne blinkten.

2*

Wer beschreibt das Erstaunen Hadwigs, die sich auf kurze Zeit von der Schenke losgemacht hatte, als ihre Mutter in dem grafeneckischen Marschalk den seit langer Zeit verschollenen Sohn ihres Bruders von Sirchingen drüben wieder erkannte.

Thränen rannen der alten Frau über die gefurchten Wangen, und des Fragens und Antwortens war kein Ende.

Die Bannmüllerin wußte aber auch die Ehre ihres hohen Besuchs wohl zu schätzen, und so wie sie einst als Hörige den Gutsherrn vorgeschriebenermaßen bewirtet hatte, wenn er auf den Hof kam, also wollte sie es auch jetzt dem jungen Grafen gegenüber halten, ganz abgesehen davon, daß es sie trieb, ihrem Neffen eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Bald flammte ein mächtiges Feuer auf dem Herd, und der Fischpeter von Wasserstetten hatte heute morgen doch nicht so unrecht, als er Hadwig etliche prächtige Lauterforellen zum Geschenk machte, worüber diese zunächst allerdings nicht sehr erbaut war. Sie kannte die Absicht des allezeit durstigen Fischpeters zu gut, als daß sie nicht gewußt hätte, die Spende bedeute einen mehr oder weniger verschleierten Angriff in Absicht auf den Inhalt ihres Weinfäßleins.

In trefflicher Zubereitung prangten die Fische vor dem jungen Grafen und seinem Diener, während eine Kanne köstlichen Weins, wohlschmeckendes Brot und Salz das Mahl vervollständigte, das sich Walther und sein Marschalk trefflich schmecken ließen. Nach

der Mahlzeit setzte sich die Müllerin in den am Ofen stehenden ledernen Sessel, und während Meinrad und Hadwig miteinander plauderten, erzählte sie dem Junker, der sich's auf der Ofenbank bequem gemacht hatte, Geschichten aus längst vergangenen Tagen, Geschichten und Mären von der Alb, denen der Knabe leuchtenden Auges zuhörte.

Und heute that's die Müllerin besonders gerne.

Die Ankunft ihres Neffen, der so manches von der Welt draußen zu berichten wußte, hatte die Sehnsucht nach ihrem Kind und die Sorgen um dasselbe aufs neue wieder aufgestachelt. Darum war ihr eine Zerstreuung um so willkommener.

Wir wollen versuchen, die eine oder andere ihrer Geschichten und Sagen hier festzuhalten, müssen aber vorausschicken, daß die Albbewohner des Mittelalters mit ihren bizarren Vorstellungen von dem Walten finsterer, unheilvoller Mächte und den grotesken Meinungen von der Zauberkunst staubgeborener Menschenkinder ganz besonders befähigt waren, die kühnen, zerrissenen und eigentümlichen Formen der Felsarten in eigenartiger Weise auf ihr Einbildungsvermögen einwirken zu lassen. Was Wunder, wenn die Felsen und Höhlen alle in ihrem Schoße ungeheure Schätze bargen, die irgend ein Scheusal der Unterwelt bewachte, und die nur unter ganz besonderen Umständen und bestimmten Formeln gehoben zu werden vermochten.

Und so erzählte die Bannmüllerin, nachdem sie zuvor ein Sprüchlein zur Vertreibung aller unsauberen Geister gebetet, zunächst

Die Sage von der Urschel.

Drüben in der Reutlinger Gegend, gegenüber der Achalmburg, befindet sich ein hoher Berg, auf welchem unsere heidnischen Vorvordern ihren Göttern Opfer dargebracht haben. Dieser Berg ist aber nur agsüber als ein solcher sichtbar; des Nachts verwandelt er sich in eine Höhle, und in dieser Höhle stand einst wunderbar prächtiges Schloß, umgeben von einer großen, goldenen Kette, in welchem ein feuriger Pudel unermeßliche Schätze bewachte.

Dort wohnte eine schöne und zierliche Frau, die den Menschen Gutes that. Sie trug ein langes weißes Kleid, weiße Haube und Schuhe und rote Strümpfe. An goldenem Kettengürtel hing ein Schlüsselbund, und mit goldenen Nadeln strickte sie artigen und folgsamen Kindern seidene Strümpfe.

Eines Tages ritt ein Junker von der Burg Achalm hinüber zum benachbarten Mädchenfelsen, um allda das Weidwerk zu betreiben.

Unterwegs begegnete ihm eine schwarzgekleidete Nonne und bat ihn, da sie sehr ermüdet sei und noch den weiten Weg ins Kloster Offenhausen vor sich habe, das Pferd seines Knappen, wenn auch nur eine kurze Strecke, besteigen zu dürfen. Gerne gestattete

dies der Junker; allein plötzlich gingen die Pferde so rasch, daß der nebenher zu Fuß gehende Knappe nicht mehr folgen konnte und den Reiter, sowie die Reiterin bald aus den Augen verlor. Doch er kannte ja das beabsichtigte Endziel seines Herrn und lief deshalb beruhigt seines Wegs weiter.

Der Junker versuchte mit seiner Gefährtin eine Unterhaltung anzuknüpfen; aber kaum vermochte er zu erfahren, daß Ursitrude ihr Name sei.

Ueber die Erfolglosigkeit seiner artigen Worte wäre er beinahe mißmutig geworden, wenn ihm nicht die Hast und Unruhe der Pferde aufgefallen wäre. Ehe er jedoch die Ursache ergründen konnte, standen sie plötzlich vor den Thoren einer mächtigen Burg, deren Flügel auf einen Wink der Nonne sich öffneten. Erstaunt betrachtete der Junker die seltsamen Hallen; aber noch höher stieg seine Verwunderung, als die Nonne vom Pferde sprang und nunmehr angethan mit luftigem, weißem Gewand ihn in verführerischer Weise einlud, in das Schloß zu kommen. Ohne viel Umschweife erfüllte der Jüngling ihre Bitte. Kaum hatten sich aber die Thorflügel hinter seinem Rücken geschlossen, als ein häßlicher Pudel von einer Kiste herunter und auf ihn zusprang. Gift träufelte aus seinem Maul, und Flammen züngelten durch die scharfen Zähne. Unerschrocken ergriff der Junker eine vor ihm auf dem Boden liegende Rute und hieb damit dem ekelhaften Tier so kräftig über die Schnauze, daß es heulend und winselnd in einen Winkel kroch.

Das Fräulein ließ sich nicht mehr sehen, allein kurz entschlossen öffnete der Jüngling eine weitere Thüre, um sich die eigentümliche Burg genauer zu betrachten. Er trat in einen hohen, mit prächtigen Teppichen und überreicher Vergoldung geschmückten Saal, in welchem eine mit den seltensten, wohlschmeckendsten Gerichten und herrlichen Weinen bedeckte Tafel gastlich zum Imbis einlud. Von ungefähr blickte der Junker zur Decke empor und gewahrte da unmittelbar über seinem Haupt einen riesigen Mühlstein an einem Zwirnfaden hängen. Allein er erschrack nicht; denn er hatte sich von vornherein auf ungewöhnliche Dinge gefaßt gemacht, und unbekümmert um das Schrecknis trat er zum Tische, um, wenn auch ungeladen, die köstlichen Speisen sich munden zu lassen. Eben wollte er sich niedersetzen, als eine gräßliche Schlange auf ihn losfuhr. Ungeachtet der Gefahr drückte er dieselbe fest in seine Arme, um ihr den Garaus zu machen, als mit einemmale seinen Hals eine Frauengestalt umschlang, so hold und fein und so prachtvoll geschmückt, wie er nie zuvor eine gesehen hatte. Innig küßte er sie auf den Mund, und unter lieblichem Erröten schlang sie ihre milchweißen Arme noch fester um ihn.

Es war die Nonne, die er aus einem bösen Zauber erlöst hatte.

Nachdem sie ihm all ihren Reichtum und ihre unermeßlichen Schätze gezeigt hatte, setzten sie sich zu Tische, und ausführlich erzählte die holde Braut, mit welcher Sehnsucht sie gewartet habe, bis ein Hirsch

eine Eichel in den Boden trete, die keime und ausschlage und mit welcher Sorge sie das Wachsen des Pflänzleins belauscht und den Baum gepflegt habe.

Minuten und Tage, Jahre und Jahrhunderte habe sie gezählt, bis der Baum endlich gehauen und aus seinem Holz eine Wiege gemacht worden sei. In diese Wiege sei der damalige kleine Junker von Achalm gelegt worden; darum habe sie ihn unablässig vor feindlichen Nachstellungen beschützt; denn nur er allein habe sie erlösen können.

Groß war das Glück und die Freude der beiden; die Reichtümer packten sie zusammen, luden sie auf Pferde und zogen fort in ein fernes Land, woselbst sie sich ein stolzes Schloß erbauten und glücklich mit einander lebten.

Seitdem heißt man den Berg, auf dem das geheimnisvolle Schloß stand, den Ursilaberg.

Nicht weit davon entfernt ist

der Mädchenfelsen.

Dort saß einst lange Zeit eine wunderhübsche Jungfrau und strickte mit goldenen Nadeln eifrig kleine Strümpfe, welche sie des Nachts braven, bedürftigen Albbewohnern in die Wohnungen legte, damit den armen Kinderlein die Kälte des harten Winters nicht schade.

Eines Tages kam ein Mönch des Wegs daher

und gewahrte das schöne Mädchen, wie es auf dem Felsen saß, die herrliche Gegend sich betrachtete und sich sonnte. Er lenkte seine Schritte zu ihr; allein die Jungfrau verbot ihm, sich ihr zu nahen. Demungeachtet schritt der Mönch auf sie zu; denn er war plötzlich in heißer Liebe zu ihr entbrannt, und versuchte sie in seine Arme zu schließen. Die Maid aber ergriff die Flucht und stürzte sich, da sie einen andern Ausweg nicht erspähte, kühn über den steilen Felsen in die Tiefe. Wohlbehalten kam sie unten an. Als der Mönch dies gewahrte, glaubte er den Sprung ebenfalls wagen zu können und sprang in seiner Verblendung der Fliehenden nach. Zerschellt fanden ihn andern Tags die Umwohner des Berges am Boden liegen."

„War das Fräulein aus dem Sibyllenberg, von dem Ihr vorhin sagtet?" frug der Junker dazwischen.

„Aus dem Ursilaberg, oder Urschelberg meint Ihr?" fuhr die Müllerin fort; „ja, es wird wahrscheinlich dasselbe Nachtfräulein gewesen sein, das der Mönch eben nicht erlösen durfte.

Ihr nanntet eben den Namen Sibyllenberg, und meintet damit wohl

das Sibyllenloch,

das drüben bei der Teck sich befindet. Dort wohnt die die beste und frömmste Frau, die wohl je auf Erden gelebt hat. Wohlthun betrachtet sie noch heutigen Tags als

ihre Aufgabe. Ist einem Menschen vor der Zukunft bange und er kommt zu Frau Sibylle, so sagt sie ihm auf seine Bitte die Schicksale, die seiner harren, voraus. Sie bleibt aber streng bei der Wahrheit; darum wäre es für manchen Thoren schon besser gewesen, wenn er von seinem Vorwitz gelassen hätte.

Sobald der Landmann seine Saaten bestellt hat, steigt sie in einen mit zwei mutigen Rossen bespannten, hellglänzenden Wagen. Ein prächtiger Hund springt nebenher und so fährt sie, bald Blumen, bald Früchte ausstreuend, über die Gefilde. Die Spuren ihrer Fahrt bleiben bis zur Ernte sichtbar; üppiger reift daselbst das Getreide und saftiger, denn an anderen Orten, grünen die Wiesen.

Erinnert Ihr Euch, Junker, des sonderbaren Felsens, der zwischen Bichishausen und Gundelfingen wie eine riesige Säule senkrecht sich erhebt?"

„Ich weiß, welchen Ihr meint," entgegnete Walther; „als ich jüngst mit Meinrad gen Hohengundelfingen ritt, um dem Jungherrn Stefan einen Besuch zu machen, fiel mir von den vielen Felsen mit ihren zackigen Kränzen und Spitzen hauptsächlich einer auf, der, einem versteinerten Kuttenträger gleich, unverweilt nach Gundelfingen hinaufblickt."

„Jener Stein", nahm die Müllerin wieder das Wort, „wird irrigerweise für einen versteinerten Mann gehalten, und nicht wenige heißen ihn kurzweg den

Mönch.

Dies ist wohl nicht richtig. Schaut einmal genau hin, und Ihr werdet unschwer ein Weib erkennen, ein Weib in weitem Faltengewande, mit vorgesetztem Fuß und unter der Brust gekreuzten Armen."

„Wie kam das Weib dahin?" forschte ungeduldig Herr Walther.

„Im Uracher Amt lebte einst vor alter Zeit, als die Ritter des Schwabenlandes noch mit dem Staufer ins Morgenland zogen, um die Ungläubigen zu bekehren, ein braver Mann Namens Jörg, der allgemein beliebt und geachtet war, und dem sein Grundherr, der Ritter von Baldeck, als Zeichen seines besonderen Wohlwollens im Ermsthal, unweit Urach, ein Stück Land zu eigen gab, das statt der bisherigen Wildnis in kurzer Zeit einem Garten glich und darum nicht mit Unrecht „des Jörgen Au" genannt wurde.

Dieser Hörige hatte ein schönes, aber stolzes und herrschsüchtiges Weib, Heltrude, das keinen Funken von Liebe in der Brust trug und ihrem Manne, wie ihren zwei blühenden Knaben das Leben zur Hölle machte. Herrschen und schöne Kleider tragen wollte sie; den Edelfrauen wollte sie es gleich thun, und weil dies ihr Mann nicht duldete, darum kamen tagtäglich Scheltworte aus ihrem Munde.

Da warf eine tückische Krankheit den Jörgen aufs Lager, von dem er sich nicht wieder erheben

sollte. Inständig bat er sein Weib, den Kindern eine gute Mutter zu werden; allein je mehr er bat, desto teuflischer plagte die Frau die Buben. Da, im letzten Augenblick, schon den Tod auf den blauen Lippen, erhob sich nochmals der Jörg, und mühsam nach Atem ringend sprach er die fürchterlichen Worte: ‚Herr Gott im Himmel, laß mich meine Kinder umschweben als ihr guter Geist. Und wenn ihnen ihre Mutter auch nur ein einziges Härlein krümmt, so mache sie zur Steinsäule!‘

Dann sank er tot zurück. Marmorbleich stand sein Weib im Totengemach, und draußen weinten und jammerten die Kinder. Doch der Sinn Heltrudens stand nicht nach dem Staub und Moder des Grabes; herrschen wollte sie, leben und genießen. Ihre Schönheit und Ueppigkeit war bekannt; darum stand es nicht lange an, so kamen allerhand Freier, welche sie zur Ehe begehrten. Wie süß klangen da ihre Worte, wie mild war ihr Lächeln — ein Heiligenbild schienen ihre Verehrer vor sich zu haben. Doch kaum hatten sie den Fuß wieder über die Schwelle gesetzt — wie ganz anders schaute Heltrud darein. Wenn einer der Besucher ihre hämischen Blicke gesehen hätte, gewiß wäre er nie wieder zurückgekehrt.

Da begab sich's, daß Herr Zürch von Gundelfingen eines Abends das Urachthal heraufritt und von ungefähr Frau Heltrud in des Jörgen Au erblickte. Gebannt hielt er an; denn noch nie hatten seine Augen eine herrlichere Gestalt erblickt. Er stieg vom Pferde

und trat in die niedere Stube, in welcher die Knaben friedlich nebeneinander schlummerten.

Wie leuchteten ob solchen Besuches die Augen der Niedriggeborenen! Wie Feuer durchzuckte es ihren schönen Leib: das ist der Rechte; eine Gräfin will ich werden! Sie scherzte und koste, bis die Sonne am Osten sich zeigte, und als der Ritter sein Roß wieder bestieg, da schwur er Heltruden, sie heimzuholen als sein rechtmäßig Ehegemahl — sobald sie die beiden Bälge beseitigt habe.

Wenige Tage darauf zog die Elende ihr bestes Gewand an, nahm ihre Kinder an der Hand und schritt mit ihnen das Ermsthal entlang, hinauf nach Seeburg, von da auf die Hochebene und diese entlang gegen Mittag weiter und immer weiter. Mehr als einmal begehrten die müden Knaben der Ruhe; aber stets wußte sie dieselben zu beschwichtigen und durch allerhand Versprechungen zum Weitergehen zu bewegen. So liebevoll hatte sie sich noch niemals gegen ihre Kinder gezeigt. Endlich war deren Kraft erschöpft; zum Tode ermattet sanken sie mitten im Wald nieder und begannen zu schlafen. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen. Hell schien der Mond, und unheimlich klang das Rufen und Schreien der wilden Tiere. Da weckte Heltrud die Knaben und gebot ihnen, wieder aufzubrechen. Durch Schläge getrieben, schleppten sie sich mühsam fort; allein plötzlich schrieen sie angstvoll auf: ‚Mutter, Mutter, wo führst Du uns hin? Siehst

Du dort den schaurigen Abgrund nicht? Komm, laß uns umkehren!'

Unbarmherzig trieb das schändliche Weib die Kleinen weiter. Was sollte die Rittersfrau mit der Sklavenbrut!

Hörst Du den Vater rufen: ‚Kehr um, kehr um!' flehte der kleinste der Knaben. Da waren sie auf der weitvorspringenden Kante eines Felsen angekommen. Weinend und betend sanken die Knaben in die Kniee und umklammerten voll Todesangst ihre Mutter. Doch diese riß sich los, und im nächsten Augenblick hatte sie ihr eigenes Fleisch und Blut die steile Felsenwand hinabgestoßen. Sie wollte fliehen, fort von der Stätte des entsetzlichen Verbrechens, als sie die Worte des sterbenden Gatten mit Geisterlaut umtönten: ‚Dann werde zu Stein!'

Sie reckte und dehnte sich; mit beiden Händen griff sie ans pochende Herz — puh, wie wurde alles so kalt, so kalt! Die Zunge verdorrte, das Auge brach — und seitdem steht das steinerne Weib drüben unter den Felsen; von der Sonne beschienen, von den Stürmen umtost, und blickt hinüber auf die Burg, in der sie als Ritterfrau herrschen wollte." —

„Ist ihr recht geschehen, der lieblosen Mutter", rief Walther von Grafeneck; „wißt Ihr nicht noch eine solche Geschichte?"

„Ich will Euch lieber noch eine anmutigere erzählen", meinte die alte Frau; „Ihr habt doch auch schon eine Freude am Weidwerk, und da wünschte ich

Euch einen solchen Jäger, wie der Tübinger Pfalzgraf einst einen hatte. Der Pfalzgraf ging tagtäglich auf die Jagd, und da traf er bei der Herrgottsbuche im Lichtensteiner Wald ein wunderkleines Jägerlein, das zwei Jagdhündlein an der Koppel führte. Das Männlein nannte sich

Meister Epp

und seine beiden Hündlein hieß er Wunsch und Wille. Woher sie kamen, weiß niemand. Das Erdmännlein trat in des Pfalzgrafen Dienst, wurde dessen Jägermeister, und von Stund an hatte der Graf Weidmannsheil in all seinem Beginnen. Eines Tages brachten die Hündlein einen Hauptḧirsch hoch. Der nahm seine Flucht gen Urach, Göppingen, Gmünd und weiter nach Ellwangen, Dinkelsbühl, Nürnberg und durch den Böhmerwald bis hinein nach Prag, und der Graf und sein Jägermeister und die Hündlein jagten immer hinter ihm drein, bis sie hart vor die Thore der Stadt kamen, woselbst der Hirsch rasch wieder umwendete. Der Pfalzgraf, welcher eben mit dem böhmischen König in Fehde lag, war sehr ermüdet; darum setzte er sich auf einen Stein, um auszuruhen.

Allein die Wachen wurden seiner gewahr, ergriffen ihn und schleppten ihn samt seinem Jägerlein vor ihren Herrn. Der König nahm jedoch seinen Feind gnädig auf, nur bat er ihn beim Abschied um die

Hündlein. Mit schwerem Herzen gab sie der Pfalzgraf hin; aber Epp, der sich von seinen Hündlein nicht trennen wollte, blieb nun ebenfalls am Königshof, In seine Weidgründe heimgekehrt, verzehrte sich der Graf in Heimweh und Sehnsucht nach seinem Jägermeister und dessen Hündlein, so daß er an Leib und Gut abnahm und bald darauf starb."

„Nun aber wird es Zeit", mahnte der Marschalk, „daß auch wir an die Heimat denken. Eure Mutter ängstigt sich sonst. Ueberdies ist heute Johannistag, und da halte ich es für besser, wir sind rechtzeitig wieder hinter der Schloßmauer."

„Hast recht", sagte die Müllerin, „die Unholde treiben heute ihr böses Spiel, und wehe dem, der ihnen in den Weg kommt."

Der Marschalk ging, um nach den Pferden zu sehen, deren Aufzäumung immerhin einige Zeit beanspruchte. Herrn Walther war dies nicht ungelegen; denn sein Wissensdurst war noch lange nicht gestillt. Von der Johannisnacht hatte er schon so manches gehört, aber was es eigentlich für eine Bewandtnis mit ihr habe, wußte er nicht. Darum mußte eben die Müllerin abermals ihren Wissensschatz erschließen und, soweit es die kurz bemessene Zeit noch gestattete, erzählte sie von der

Johannisnacht auf der Hann.

„Im Urachgau, hinter der Feste Hohenurach und unweit der Stätte, von welcher die Gebirgswasser

tosend über eine hohe Felswand hinabstürzen, befinden sich auf waldbewachsener Hochebene drei Felsen, welche kurzweg „die „Hannerfelsen“ genannt werden. Hier ist der Sammelplatz der Unholde. Jede Freitagsnacht kommen sie zusammen, tanzen unter einem Hexenbaum und schlachten jedesmal eine Frau aus ihrer Mitte zum Mahle. Wer zuletzt kommt, muß als Fleischbank dienen, worauf die Hexe zerhackt wird. Auf Böcken, Säuen, Ofengabeln, Besenstielen und Strohwischen reiten sie durch die Luft daher, aufgeputzt mit allerlei Firlefanz.

Regelmäßig erscheint dazu der Teufel in finsterer Haltung und in Gestalt eines häßlichen Mannes, der auf einem mit Gold verzierten Throne von Ebenholz sitzt. Er trägt eine Krone von kleinen Hörnern, hat außerdem noch ein Horn auf der Stirne und zwei Hörner auf dem Hinterkopf. Das Stirnhorn verbreitet einen Schein, der heller ist, als der Mond. Auch seine großen, runden Eulenaugen strahlen einen schrecklichen Glanz aus. Seine Gestalt ist halb die eines Menschen, halb die eines Bockes; die Finger laufen in Krallen aus; die Füße gleichen Gänsfüßen; am Kinn baumelt ein Ziegenbart, und die ganze abscheuliche Gestalt vervollständigt ein langer Schwanz. Die Versammlung, bei der alle möglichen Bosheiten und Gottlosigkeiten verübt werden, hebt um 9 Uhr abends an und endigt, sobald von fernher eine Frühglocke läutet. Dann brennt sich der Satan zu Asche, welche die Hexen unter sich austeilen, damit sie der

Anweisung ihres Meisters gemäß Schaden stiften können."

Die Erzählerin hatte kaum geendet, als ein schwarzer Schatten pfeilschnell am Fenster vorbeihuschte. Erschrocken machte sie das Zeichen des Kreuzes — denn solch Vorkommnis bedeutete nichts Gutes. Zwar konnte man unmittelbar darauf wahrnehmen, wie ein Jäger mit seiner Armbrust nach einer scheu umherflatternden Weihe zielte — allein demungeachtet war die Sache eine schlimme Vorbedeutung. Herr Walther belustigte sich über die Besorgnisse der alten Frau, und unter Worten des herzlichsten Dankes ritt er mit Meinrad, der inzwischen die Rosse herbeigebracht hatte, von dannen.

Zu einem Besuch in der Burg Bichishausen reichte es heute nicht mehr. Es war schon ziemlich dunkel geworden, als sie auf der ebenen, der Lauter entlang führenden Straße durch das nächste Dorf Wasserstetten kamen.

Aus der am Ausgang des Dorfes auf einer Anhöhe gelegenen und nach dieser schlechtweg „der Burren" benannten Schenke ertönte wüstes Geschrei. Offenbar zankten sich etliche beim Spiel sitzende Knappen und Knechte, deren Pferde vor der Hausthüre an einem eingerammten Pflock angebunden waren. Zu rascher Gangart trieb der Marschalk die eigenen Rosse; in weniger als einer halben Stunde hoffte er im Grafenecker Schloßhof angelangt zu sein.

Langsam stieg der Mond hinter dem Walde herauf, und mit fahlem Schimmer beleuchtete er die Zinnen der Burg Blankenstein, die allmählich vor den Reitern auftauchte, als plötzlich durch die abendliche Stille der Hilferuf einer Frau erklang.

Unweit des nächsten Dorfes Dapfen gewahrten sie einen Ritter, der mit Gewalt eine Reiterin aus dem Sattel ihres Pferdes zu heben suchte, während ein Reisiger mit gezücktem Schwert wütend auf ihn eindrang.

Ohne langes Besinnen eilte Meinrad der Bedrängten zu Hilfe, und, wenn auch der Strauchritter von bedeutender Körperkraft und sehr geübt in den Waffen war, wer weiß, wie der Kampf ausgegangen wäre, wenn nicht auf den Ruf eines Jagdhorns plötzlich etliche Knechte dahergesprengt gekommen wären, das Fräulein umzingelt und ihre beiden Beschützer niedergemacht hätten. Das alles war das Werk eines Augenblicks.

Eine Weile betrachtete Walther das widerliche Schauspiel, und eben wollte er seinem Pferde die Sporen geben, um in Grafeneck von dem Ueberfall Mitteilung zu machen, damit vielleicht noch rechtzeitig Hilfe gesandt werden könnte, als ihm ein Landsknecht mit starker Faust in die Zügel fiel. Wohl bäumte sich wild der feurige Rappe, und wohl suchte der Knabe mit seinem kurzen Schwert sich zur Wehre zu setzen; allein der Landsknecht, der ihn zu kennen schien, sagte voll herben Spottes: „Laß es gut sein, Grafen-

ecker; heute Abend will ich Dich führen, wo Du gewiß nicht hin willst. Hat es mir doch Dein Vater schon just ebenso gemacht."

Dann wechselte er wenige Worte mit dem Ritter; etliche Knechte ritten herzu, nahmen den Knaben in ihre Mitte, und ohne auf dessen Bitten und Flehen zu hören, gings fort in scharfem Trab das Thal hinunter, die Lauter entlang, vorbei an Hundersingen, Bichishausen, Hohengundelfingen — weiter — immer weiter.

Der kleine, des langen und scharfen Ritts ungewohnte Junker begann müde zu werden. Die Schildsburg wurde sichtbar. Was sollte er beim Späten? Der war ja erst vor wenig Stunden droben in Grafeneck. —

In der Nähe der Schildsburg, über kahlen, schroffen Felsen, erhob sich die Feste Wartstein, in der schon manchem das Warten sauer genug geworden war. Mit einemmale gings langsam bergan; vorsichtig suchten die Pferde den steinigen und dornigen Pfad, und endlich rasselte auf ein kurzes Zeichen die Zugbrücke von Wartstein hernieder, die sich hinter dem kleinen Reitertrupp alsbald wieder hob.

Etwa um dieselbe Zeit gelangte auf mehrfachen Umwegen zu Gnadenzell ein Ritter mit einer verschleierten Frau an.

Er schien daselbst nicht unbekannt zu sein; jedenfalls achtete er die Regel des heil. Dominikus gering; denn kaum war die Pforte geöffnet, so ritt er

unbekümmert um das in großen Buchstaben über dem Thorbogen warnende Wort „clausura“ in den Klosterhof.

Eine Nonne, die auf die Ankommenden bereits aufmerksam gewesen zu sein schien, trat aus dem Kreuzgang hervor; eine zweite und dritte folgte, und ehe die Reiterin sich's versah, war sie von ihrem Zelter gehoben und ins Kloster verbracht.

Im Lauterthal aber sahen herbeigekommene Bauern zwei herrenlose Pferde, und nicht weit davon fanden sie auch die übel zugerichteten Reiter. Dem einen davon war der Schädel gespalten; auf seinem Koller sah man einen jagenden Hund; also war er ein Dienstmann Hansens von Baldeck, vom Madenschlößlein. Den andern, den Grafenecker Marschalk, kannten sie gut. Er atmete noch; darum trugen sie ihn, so eilig und so sanft es gehen mochte, in die nicht weit entfernte Schenke „zum Burren“.



III. Münsingen.

Droben, auf der rauhen Alb, über den Anfängen des Ermsthales, befindet sich die altwürttembergische Stadt Münsingen.

Sie ist viele Jahrhunderte alt, und die Münsinger Mark, die Munigisingeshuntare, kannte nicht nur schon Kaiser Karl der Große, dessen Eigentum sie war und der sie dem jeweiligen Gaugrafen zur Nutznießung überließ, sondern auf dem Hunnenberg, an dessen Fuß das Städtlein liegt, und der den Wassern gebietet zur Donau oder zum Rhein zu fließen, lagerte auch schon der Hunnenfürst Etzel.

Zu Etzels Zeit fand hier ein armer Hirte unter hohem Gras ein schwertähnliches Gebilde, das er dem Gefürchteten übergab, damit dieser ihn, seine Herde, und ihre Weide vor der Vernichtung bewahre. Wie erstaunte der wilde Hunne, als er in dem Fund das heilige Schwert des Kriegsgottes erkannte!

Kein Zweifel: der Kriegsgott selbst begehrte seiner Dienste; Etzel war seine Geißel, das Werkzeug seiner Züchtigung.

Und als er das geheimnisvolle Schwert in die

Erde stieß, da erbebten hundert Völker, und Rom und Konstantinopel erzitterten in ihren Grundfesten.

Seitdem aber ist der Berg kahl und öde. Der einst üppige Wald, das hohe Futtergras ist verschwunden, und die auch heute noch emsig die Hänge abschnuppernden Schafe finden nicht mehr viel, das ihnen mundet. Hungerberg heißt jetzt der einstige Hunnenberg.

Ein tiefer Graben, dessen Zugänge Türme und Warten verteidigten, umgab Münsingen. Wall und Ringmauern erhoben sich dahinter, und wohlgefügt und- bewehrt waren die drei, nach Ehingen, Reutlingen und Urach führenden Thore.

Mitten im Städtlein befand sich das Jagdzeughaus, und auf der südöstlichen Seite steht heute noch das Jagdschloß der Württemberger Grafen, mit eigener, von der Stadt abgesonderter Befestigung, durch die man einst mittels eines schmalen Pförtleins in den Hundezwinger und von da in die Halle der gräflichen Jäger und Falkner gelangte.

Es gab Zeiten, in denen ein fröhliches Leben im Schloß herrschte, insbesondere, nachdem Graf Eberhard der Aeltere seinem Vetter, dem jüngeren Grafen Eberhard, die Begehung der Forsten auf der Alb überlassen hatte. Da wimmelte es in dem kleinen Städtchen von Junkern, Edelknaben, Jägern, Falknern, Wildhetzern und Dienern, welche sich alle ein Unterkommen verschafften, wo sie eines fanden, während ihre Pferde, Geparden, Windhunde, Beiz- und Bluthunde Stallungen und Futter beanspruchten.

Im Schlosse selbst waren große Gastereien und allerhand Lustbarkeiten, ein übermütiges, ausgelassenes Treiben, oft bis in den frühen Morgen hinein.

Demungeachtet hatten die Aelbler den jungen Grafen gerne, wenn er nur nicht bei seinen häufigen Jagdzügen die Felder verheert und jeden, der sich auch nur den kleinsten Wildfrevel zu schulden kommen ließ, unbarmherzig gezüchtigt hätte. Wußte er denn nicht, daß die wenigen Bauern, die eine kleine Hufe ihr eigen nannten, zur Selbsthilfe gezwungen waren, wenn sie wenigstens einen Teil des ohnehin geringen Ertrages in die Scheune bringen wollten? Was die Rosse des Grafen und seiner Weidgesellen nicht zerstampften, das fraß das massenhaft vorhandene Wild.

Und warum brachte er seine Gemahlin Elisabeth, die doch so schön und so klug sein sollte, nie mit sich herauf ins Schloß? Warum bildeten ein dem Kloster entlaufener Mönch, der freche, zuchtlose Hundersinger und andere leichtfertige Junker seine stete Begleitung? — —

Auf der westlichen Seite des Städtleins, an der Landstraße, befand sich ein ansehnliches Gebäude, von dessen schlanker Giebelseite ein Schild in Gestalt eines kunstvoll geschnitzten Adlers herabhing. Es war die Schenke, in der die Händler und Krämer, welche auf die umliegenden Burgen und Dörfer hausieren gingen, regelmäßig einzukehren pflegten.

Auch die fahrenden Leute, die Spielleute und Sänger, die Tänzer und Gaukler, welche die Burg-

bewohner ab und zu besuchten und als gern gesehene Gäste Herrschaft und Gesinde mit ihren Kunststücken belustigten, nahmen, wenn irgend möglich, in der Münsinger Schenke Herberge. Das hatte seine guten Gründe.

Einmal war man dort seines Leibs und Guts sicher, als wäre man zu Hause; zum andern aber winkten leckere Speisen, ein guter Trunk und ein weiches Lager. Freilich, der Wirt war ein gar unfreundlicher Mann, der die Ankommenden nichts weniger denn höflich und artig begrüßte, der, mochten noch so viele Gäste in der niedrigen Stube sitzen, einheizte, daß man zu ersticken drohte, der die Stunden der Mahlzeit möglichst weit hinausschob und allenfallsige Bitten nur mit einer Grobheit beantwortete.

„Hier haben schon Dutzende Edelherren und Grafen gewohnt und gespeist“, pflegte er zu sagen, „und noch keiner hat sich beklagt; gefällts euch nicht, so schert euch zum Henker!“

War solchermaßen der Adlerwirt äußerlich grob und ungeschlacht, so war er doch im Grunde genommen gut und mitleidig. Insbesondere aber war sein Eheweib sanftmütig und gefällig. Freundlich ging sie den Gästen entgegen, begrüßte sie artig, hieß sie fröhlich sein und guter Dinge und versprach jedem, ihm möglichst bald eine gute Mahlzeit zu bereiten.

Und wie war Marie, ihr hübsches Töchterlein, von so gefälligen Sitten und Worten gegen alle, die sittsam mit ihr verkehrten! Kaum erst zur lieblichen

Jungfrau herangeblüht, hatte sie es schon manch' fahrendem Schüler angethan, wenn sie ihm züchtig die blinkende, gefüllte Kanne vorsetzte, und wenn bei ihrem silberhellen Lachen eine Reihe elfenbeinweißer Zähne sichtbar wurde. Sie war der Stolz und die Sonne des Hauses, das alle Gäste, ob hoch, ob nieder, ihrethalben um so häufiger und um so lieber besuchten. — —

Ein wunderbar schöner Herbsttag war auf der rauhen Alb. Freundlich lächelte die Oktobersonne vom Himmel hernieder, und in ihrem milden Glanze flimmerten silberglänzend die weißen Fäden des Altweibersommers.

Wie köstlich sind doch diese Tage mit ihrer milden Wärme und der süßen Lauheit der Luft! Fast möchten wir sie vergleichen mit den Tagen des Frühlings; und doch — welch gewaltiger Unterschied herrscht zwischen denselben, ein Unterschied, der uns hier oben auf der Alb erst recht zum Bewußtsein kommt!

Gemahnte uns die Frühlingszeit daran, daß die winterliche Nacht nun vorüber und gleich einem bösen Traume zerronnen sei; grüßten uns die Knospen der Bäume und die ersten Keime der Blumen und Gräser, als ob sie uns zuzurufen schienen: vorwärts, du Menschenkind, vorwärts! entwickle die in dir schlummernden Kräfte und führe sie zum Ziele der Vollendung; sangen und zwitscherten uns Vögel, die eben mit den lauen Winden zurückgekehrt waren, von der Schönheit

in fernen Landen: so ist es nun anders. Kürzer werden wiederum die Tage, länger und rauher die Nächte. Nicht mehr frisch, voll Saft und Leben ist die uns umgebende Welt, sondern gereift und lebenssatt, und nur noch Spuren ihrer einstigen Jugendschönheit sind vorhanden. Und wenn wir die Schönheit des Lenzes in dem berückenden Gefühle empfanden, einer noch schöneren Zeit entgegenzugehen, so dünkt uns der herbstliche Abschnitt der Jahreszeit nur geborgt und geliehen. Er gleicht nicht einer Abschlagszahlung auf ein kommendes, noch größeres Kapital, wie der anpochende Lenz es gewesen, sondern wir wissen, daß nach Ablauf dieser Tage nichts mehr kommen wird, was draußen unser Herz erfreut.

Unsere Freuden finden nunmehr ihr Heim am knisternden Herdfeuer; stille ist es geworden in Wald und Feld, das zum letztenmale im Glanz der Herbstsonne golden aufleuchtet. — —

Doch, wohin bin ich denn mit meinen Gedanken geraten? Rasch zurück zur Münsinger Herberge, vor der eben eine neue Truppe Reisender angekommen ist.

Es sind Landfahrer, Gaukler und Tierbändiger. Auf dem Rande eines zweirädrigen plumpen Karrens, dessen wenig einladendes, mit schmutzigem Tuch bedecktes Innere etliche Geschöpfe verschiedenen Geschlechts zu beherbergen schien, hockte ein possierlicher Affe, während Meister Petz schwerfällig hinterdrein trottete.

Ein zerlumpt aussehender, hinkender Mann mit

brennroten Haaren beschäftigte sich mit dem an den Wagen gespannten, abgetriebenen Pferd.

Offenbar gedachte die Gesellschaft im „Adler" zu rasten; allein da kamen sie schön an. Der Fuhrmann hatte nicht nötig, durch Peitschenknallen die Ankunft zu signalisieren; der Wirt stand schon unter der Thürschwelle und rief zornig; „Schert euch zum Teufel, ihr Suppenfresser, Schmarotzer und Schmalzbettler! ihr Landstreicher, Fopper und Karessierer! Glaubt ihr, mein Haus diene solchem Gesindel zur Herberge!"

„Gemach Freund", beschwichtigte der Rothaarige, „wir sind schon mehr in Deinem Haus zu Gaste gewesen und hoffen, daß es auch heute nicht das letztemal sein wird. Oeffne die Stallthüre; wir begehren nicht in die Stube und sind mit einer Ecke Deines Viehstalls zufrieden."

Vergeblich schimpfte und polterte der Wirt; die ungebetenen Gäste ließen sich nicht vertreiben. Und als schließlich sich eine weiche Hand auf die Schulter des Gestrengen legte und ein hübsches Gesichtchen darüber hervorschaute, da hielt er nicht länger mehr inne, und öffnete die erbetene Thüre.

Ein mürrischer Mann mit seinem Weib und einem hübschen, schwarzlockigen Mädchen, das ganz und gar nicht zu den häßlichen Alten paßte, entstieg dem Karren, den eine Menge Kinder umstand, welche den Affen und den Bären begafften. Offenbar hatte es der alte Griesgram eilig, unter das schützende Dach

des geräumigen Stalles zu kommen; denn nur scheu lugte er um sich, und rasch zog er das junge Mädchen hinter sich drein, während die Alte beiden auf dem Fuße folgte. In einer Ecke schüttete die Frau Stroh und Heu zurecht, dann schnitt sie Brot und Zwiebeln in einen Topf, und ihr Mann schickte sich an, seine faulen Glieder auf dem frischen Lager auszustrecken.

Dies wäre ja an und für sich ein einfacher Vorgang gewesen; allein das Mädchen, das er mit einem Strick angebunden hatte, verhinderte ihn daran mit aller Gewalt. Wütend versuchte er einen Hagel von Schmähworten loszulassen, was ihm zweifellos auch gelungen wäre, wenn ihm nicht die Uracher erst vor kurzer Zeit wegen Gotteslästerung die Zunge um ein gut Teil kürzer gemacht hätten.

So war seine Rede nur ein unverständliches Lallen; aber seine geballten Fäuste und seine rollenden Augen verrieten unschwer seinen unbändigen Zorn. „Daß Gottes Marter Dich schänd, Du Schlange!“ stieß er hervor, so rasch und so gut es ging, „willst Du mir gehorchen?“

„Nein, nein und abermals nein!“ schrie das Mädchen, ebenfalls in höchster Erregung; „jetzt ist's genug! Seit Wochen führt ihr mich an der Kette, wie euren gezähmten Bären, ohne daß ich euch Leids angethan oder Ursache dazu gegeben hätte. Habt ihr vielleicht Besorgnis, ich könnte euch wieder entwischen und mit meinem hübschen Gesicht verschwänden dann

auch wieder die so leicht erworbenen Silberlinge? Seid ohne Sorge. Wer einmal auf schwankem Seil gewesen ist, dem gefällts nicht mehr auf hartem Boden. Wo soll ich auch hin? Seit die Mutter draußen in Buttenhausen tot ist und seit die Haller den Waffenschmied bei Nacht und Nebel fortgehetzt haben, ist für mich nirgends mehr etwas zu hoffen. Aber — —"

„— — wer weiß, was passiert, wenn der listige Hundersinger wieder in die Nähe kommen sollte" — unterbrach sie das Weib, „dann ist einen schönen Tages Goldvögelein ausgeflogen, und wir können mit dem leeren Bauer in der Welt umherziehen; da sei der Teufel vor; nicht wahr, Sabian? Der Baldecker-Agnes kann eine Andere Gesellschaft leisten."

„Recht hast", gurgelte ihr Mann „dem Roten ist so wie so nicht mehr zu trauen; erst jüngst zu Urach hörte ich, wie ihm einer für seinen Karren ein Angebot machte, und wenn der Wort hält, so können wir bleiben, wo wir sind. Ha, ha, ha! das gibts nicht. Darum nur dageblieben, Betty!"

„Thu ich auch", erwiderte das Mädchen, „aber los will ich sein, hört ihr, los, sonst sollt ihr eure Wunder erfahren." Dabei riß sie fortwährend an dem Seil, daß Sabian wie ein Betrunkener hin und her taumelte.

Im selben Augenblick riß der Rothaarige die Stallthüre auf und verkündete, daß von Grafeneck her Ritter im Anzug seien. Nun galt es für Sabian, sich schleunigst unsichtbar zu machen. Wahrscheinlich

kamen sie von Urach drunten, und wer konnte wissen, was bei denen für ihn noch auf dem Kerbholz stand.

Wohl oder übel löste er daher den Strick von des Mädchens Hüfte und kletterte hinauf auf den Heuboden. Es war höchste Zeit; denn schon blitzten Hauben und Harnische im Licht der scheidenden Oktobersonne. Prunkvoll, wie immer, war auch diesmal der Einzug des jüngeren Grafen Eberhard. Voran ritten Fanfarenbläser, Schildknappen und Edelknechte, mit Falken auf der Faust, während der junge Graf, umgeben von Rittern und Junkern, auf prachtvoll gezäumtem Roß nahte, hinter sich einen Haufen bewaffneter Knechte.

Von allen Seiten strömten die Leute herbei. Denn wenn der Graf im Städtlein war, da gab es immer etwas zu sehen. Kein Wunder, daß das Städtlein fast zu klein war, die Gäste alle zu beherbergen; nicht wenige mußten mit einem Obdach in Zelten vor der Mauer vorlieb nehmen; denn vor den Herbergen pflanzten die Herren und Ritter ihre Banner auf.

Auch Marie hatte die schmetternde Musik der Einziehenden unter die Reihen der Zuschauer gelockt, und noch jemand aus dem Adlerwirtshause konnte den lockenden Tönen nicht widerstehen — Betty, die Seiltänzerin.

Unbekümmert um die Scheltworte, die ihre Peiniger ihr nachsandten, war sie auf- und davongesprungen, und alsbald befand sie sich auf dem

Marktplatz, wo sie sich unweit des Adlerwirts Töchterlein aufstellte, so daß sie jeden der Einziehenden genau beobachten konnte.

Plötzlich überzog ein glühendes Rot ihre Wangen; am liebsten hätte sie laut aufgejauchzt; aber nein, sie wollte, sie durfte sich nicht verraten. Was hätte auch der schmucke Reiter, der das Banner des Grafeneckers trug, von einer Gauklerin aus der Truppe des Rothaarigen gewollt?

Hier in Münsingen, von wo aus sie einem längst gefaßten Beschlusse folgend, heimlich entfliehen und reuevoll heimkehren wollte, um Vergebung zu erflehen, hier sah sie den Mann wieder, der sie nach ehrlicher Schwabenart in Hall schon vor dem Sumpf rettete, in welchen sie in ihrer Unerfahrenheit geraten wäre, und dem des reichen Suhlmeisters Sohn darob die Schergen auf den Hals gehetzt hatte. War er's denn auch? Bedeckten sein Gesicht schon in Hall so viele Narben? Nein, die sind ja noch ganz frisch. Sorgen, Zweifel und Hoffnung durchbebten ihre Seele, und nur schwer vermochte sie ihre Unruhe zu verbergen. Glücklicherweise hatte solche niemand bemerkt; auch hatte kein Auge das Erröten der Seiltänzerin, das doch nur zu Mißdeutungen Anlaß gegeben hätte, beobachtet. Ein anderweites Vorkommnis war viel eher geeignet, die Aufmerksamkeit der gaffenden Menge zu erregen. Der Junker von Hundersingen, das kecke Barett mit dem wallenden Federbusch herausfordernd auf dem Haupte, parierte geschwind sein tänzelndes Roß, sprang ab und

trat direkt auf des Adlerwirts Töchterlein hinzu, ihr die Hand zum Gruße reichend. Marie kannte den Ritter; er kehrte häufig bei ihrem Vater ein und hatte ihr durch sein einschmeichelndes Wesen stets gut gefallen. Daß Laster und Leidenschaft ihm wohlbekannte Dinge seien, dies aus seinem welken Gesicht mit den lüsternen Äuglein zu lesen, dazu war sie noch viel zu unerfahren. Und weil der Junker so artig grüßte und so schön reden konnte, so schlug sie verwirrt die Augen nieder und hörte nicht, wie böse Zungen zischelten und flüsterten: Was will denn der Hundersinger von des Adlerwirts Tochter? Nicht übel das Täubchen, Junker!

Allein auch letzterer achtete nicht auf die Bewegung unter den Zuschauern, und während er noch Mariens Hand gefaßt hielt, fiel sein Auge auf die Seiltänzerin, die er wenige Tage zuvor in Urach kennen gelernt hatte.

„Ha, ha!“ rief er, „Du auch hier, Betty? das ist lustig! Du wirst hier schön tanzen! So ist's recht, mein Kind! Sieh — eins, zwei, drei,“ — dabei machte er etliche hüpfende Schrittlein nach vorn und wollte dasselbe Experiment auch rückwärts ausführen, als er auf einem Stein des holperigen Pflasters ausglitt und seiner ganzen Länge nach mitten in die Straße fiel, also, daß sein Rößlein einen gewaltigen Seitensprung machte. Betty, welche von dem leichtsinnigen Menschen nichts wissen wollte, war auf- und davongesprungen und hörte nur noch das unbändige Gelächter

der Zuschauer. Aber auch des Adlerwirts Töchterlein schlich still und beschämt nach Hause. —

Einige Tage eifrigen Jagens waren für den Grafen und seine Gesellen vergangen, und nun gelüstete es sie, die schwarze Seiltänzerin, von der ihnen der Hundersinger erzählt hatte, zu sehen.

Es war Abend geworden. Der Rothaarige hatte auf dem Marktplatz seine Vorbereitungen beendet, um die Künste seiner zwei- und vierbeinigen Künstlergesellschaft zeigen zu können; denn für heute hoffte er auf eine gute Einnahme.

Thatsächlich war dies auch der Fall; denn nicht nur der Graf und seine Begleiter sahen von den Fenstern des Zeughauses aus den Produktionen zu, sondern auch die Bürger und Einwohner der Stadt hatten sich zahlreich eingefunden, um den Tanzkünsten des Bären, gleichermaßen wie den Kapriolen und lustigen Grimassen des Affen Beifall zu spenden. Doch was war das? Phantastisch aufgeputzt, auf kleinem struppigem Pferde sprengte eine Reiterin in die Bahn, deren fliegendes schwarzes Haar und errötendes Gesicht durch das Licht der Fackeln grell beleuchtet wurde.

Noch nie gesehene halsbrecherische Kunststücke führte sie auf dem ungesattelten Pferde aus; ihre schöne Figur drehte sich graziös im Kreise, bevor sie mit einem einzigen Satz sich über das galoppierende Pferd schwang, und die Zuschauer hielten sich den Atem an, als sie ihr Glanzstück, den Sprung durch

einen vorgehaltenen Reif auf dem Rücken des wie toll dahinjagenden Struppigen ausführte.

Tosenden Beifall brüllten die Zuschauer, und nicht lange stand es an, bis ein Knappe des Grafen zu der Künstlerin herabkam, um sie im Auftrag seines Herrn zu diesem zu führen. Augenblicklich mußte sie folgen, und leichtgeschürzt, wie sie war, folgte sie hochklopfenden Herzens dem Boten, während der Rothaarige auf dem Marktplatze noch etliche Gauklerkünste im Degenverschlingen, in der Nachahmung von Tierstimmen und im Feueressen zum besten gab. Verlegen nestelte die Kunstreiterin an den buntfarbigen Bändern ihres Kleidchens, und mehr denn einmal strich sie sich das volle Haar aus dem Gesicht, während Eberhard in huldvollen Worten ihre Geschicklichkeit pries und schließlich ihr befahl, das Abendbrot im Schlosse einzunehmen.

Am liebsten wäre Betty ohne weiteres wieder zur Thür hinaus; denn alle Augenblicke befürchtete sie, einem vorwurfsvollen Blick des grafeneckischen Bannerträgers zu begegnen. Ja, sie fürchtete sich thatsächlich, und doch hatte sie ihn seit dem Einzug nicht mehr gesehen. Wahrscheinlich hatte er sie ja auch gar nicht bemerkt. Wo er nur stecken mochte?

An ein Entrinnen war jetzt nicht zu denken; daneben schmeichelte es doch ihrer Eitelkeit und — ihrem Hunger, an der Tafel des Grafen sitzen und sich wieder einmal ordentlich satt essen zu dürfen. Was würde auch der Waffenschmied dazu sagen? —

Ungebunden und ausgelassen ging's bei der Abendmahlzeit im gräflichen Jagdschloß zu; man aß und trank, tanzte und sang, spielte und minnte; denn Betty war nicht das einzige weibliche Wesen, das an der langen, reichbedeckten Tafel saß. Allmählich waren noch andere Mägdlein herzugekommen, die trefflich die Laute zu schlagen und die Junker und Knappen zu Sang und Reigentanz aufzufordern wußten.

Ganz gegen ihr sonstiges Wesen war die Komödiantin einsilbig und wortkarg. Mochten auch noch so fröhliche Scherzworte hin- und herfliegen, es zog sie nicht zu Spiel und Minne.

Und die fröhlichen Herren vermochten nur schwer zu begreifen, daß eine fahrende Maid, die mit den Winden zieht und mit den Vöglein um die Wette singt und hüpft, auch schüchtern und spröde sein könne. Verlegen drückte sie sich in eine abseits befindliche Fensternische. Lange schon hatte sie nicht mehr so sehnsüchtig an das kleine, vom Rauch geschwärzte Häuschen am Haller Stadtthor gedacht, aus dem, so oft sie vorüberging, jedesmal zwei schwielige Hände sich ihr entgegenstreckten, zwei Augen sie treuherzig anblickten, und in welchem ein braver Geselle drauf los hämmerte, daß die Funken stoben. Wie oft hatte jener sie gebeten, die Seine zu werdeu. „Sieh Betty," sagte er jedesmal, „laß Deine brotlose Kunst fahren und werde mein treues Weib. Dann ziehen wir heim miteinander gen Württemberg; die schwäbischen Ritter bedürfen auch der Waffen und solcher, die sie schmieden. Dort verdiene

ich mehr, als wir beide und noch etliche kleine Leute dazu brauchen. Hat das Handwerk nicht güldenen Boden? Und zuschlagen kann ich auch, wenn uns irgend einmal jemand nicht in Ruhe lassen wollte. Siehst Du!" und die Funken sprühten, und das Eisen bog und krümmte sich unter den wuchtigen Schlägen wie ein dünnes Strohhälmchen. Und wenn sie dann den Kopf geschüttelt und den verliebten Schmied schelmisch ausgelacht und ihm gesagt hatte: „Um eine rußige Schmiedin zu werden, die den Blasbalg zu treten und daneben Schreihälse zu beschwichtigen hat, dazu ist es noch lange Zeit," so hatte er ihr geantwortet: „Besser außen rußig, als inwendig." Dann hatten sie miteinander gelacht und sich gefreut wie die Kinder.

Mit einemmal aber hatte ihr Glückstraum ein Ende.

Junker Senft, des angesehenen, einflußreichen Suhlmeisters Sohn, hatte ihr süße Worte zugeflüstert, und da sie ihn nicht erhörte und überdies der Waffenschmied ihrethalben Streit mit dem heißblütigen Jüngling bekam, so galt es sowohl für den Geliebten, als auch für sie, so schnell als möglich aus Hall zu verschwinden.

Des Abends aber, als sie nochmals zur Schmiede kommen, und mit ihrem Meinrad über die nächste Zukunft reden wollte, da stand der Ambos verlassen — den Waffenschmied hatte niemand mehr gesehen.

Und jetzt, da sie sich unter dem Dache des Württemberger Grafen befand, mußte seltsamerweise auch der Geliebte in der Nähe sein! Wie sich dies alles nur so gefügt hatte!

Von Hall aus war sie bald da, bald dort mit verschiedenen wandernden Gesellschaften umhergezogen, bis sie sich in Ellwangen der Truppe des Rothaarigen angeschlossen hatte. Die Leute waren im allgemeinen gut gegen sie; war doch das Geschäft nie zuvor so glänzend gegangen. Aber es gefiel ihr nicht, hauptsächlich deshalb nicht, weil sie stets vor der Weiterreise von den beiden Männern angebunden wurde. Darum wollte sie heimlich fort, wohin? — einerlei; nur fort von den garstigen Menschen. Der Fuchs hat auch seinen Bau, und die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester. —

Je näher sie aber zur Alb kamen, desto mächtiger zog es sie heim. Mit einemmale hatte sie das Wanderleben satt bekommen.

Und jetzt wollte sie fort, fort, ohne zu wissen, wo der Geliebte sei? Nein; jetzt blieb sie erst recht auf der Landstraße. Und die Mutter in Buttenhausen draußen war ja tot — wie sie in Urach erfahren hatte. Was sollte sie dann in der Heimat?

Sie war ganz in Gedanken versunken, als zwei kräftige Arme sie umschlangen und in den Strudel der Tanzenden zu reißen suchten. Es war der Junker von Hundersingen, der am frechsten sein Wesen trieb und sie schon lange beobachtet hatte.

Schon manch Schlimmes hatte sie von dem übermütigen Junker gehört, und erst jüngst sagten sie zu Urach geradewegs heraus, daß er das Fräulein von Baldeck und den Jungherrn von Grafeneck in einer Nacht entführt habe. Ueberdies war sie gerade heute

am wenigsten in der Laune, sich aufregender Kurzweil hinzugeben. Darum flehte sie inständig um Schonung. Aber je dringender sie bat, desto zudringlicher wurde der Junker. Jetzt erst kam es ihr zum Bewußtsein, in welch gefährlicher Hülle sie den trunken werdenden jungen Männern gegenüber sich befinde; darum wollte sie fort, hinaus um jeden Preis. Ihre Weigerung, an dem allgemeinen Vergnügen teilzunehmen, hielt die kleine Gruppe, die sich allmählich um die beiden Zankenden gebildet hatte, für übel angebrachte Prüderie, und schließlich versuchte der Junker, die Widerstrebende mit Gewalt in die Mitte des Saals zu zerren. Allein sie riß sich los, schleuderte den Aufdringling von sich und eilte, die entstehende kleine Aufregung benützend, fort ins Freie. Zürnend verfolgte sie der Junker; aber bald gab er sein Vorhaben auf; denn auf dem Markte begegnete ihm des Adlerwirts Tochter, die von einem Besuch bei einer befreundeten Familie nach Hause zurückkehrte und ahnungslos seine Bitte, sie begleiten zu dürfen, gewährte.

Das war Wasser auf Hundersingens Mühle. —

Betty war nicht zu der Truppe des Rothaarigen zurückgekehrt; lieber wollte sie sterben. Hinter dem Adlerwirtshaus, dort, wo die um den großen Birnbaum sich herumziehende Bank zum Kosen und Tändeln einlud, saß sie auf einem Sandhaufen, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Durch den Schatten, welchen das langgezogene Haus im Mondlichte warf, war sie für niemand sichtbar.

Horch, was ist das? Leise Tritte knarren im Kies, und Arm in Arm schreitet ein Liebespaar einher. Sie erkennt die Nahenden, und blitzschnell durchzuckt ein Gedanke ihr Gehirn. Hat nicht im Schloß der Junker von Hundersingen von einem Täubchen geprahlt, das heute Abend noch in sein Garn fliegen werde? Warte nur, Abscheulicher! Solch' Spiel soll Dir gründlich verdorben werden.

Regungslos bleibt die Seiltänzerin sitzen. Wie hat der freche Mensch es nur fertig gebracht, das schüchterne Ding so zu überreden, daß es ihm folgt! Lallte doch längst seine Zunge ob des im Uebermaß genossenen Weines. Und ist das die sittsame Marie? Nein. Doch halt; sie sucht sich dem Arm des Frechen, den er um ihre Hüfte gelegt, zu entwinden, sie sucht frei zu werden. Aber fest hält sie ihr Begleiter. Da, mit einemmale, gleich einer Megäre, im flatternden Firlefanz und mit aufgelösten Haaren, steht die Kunstreiterin zwischen dem Paar.

„Willst Du, ehrloser Schuft, auch rechtschaffene Bürgerstöchter ihres ehrbaren Namens berauben!“ schreit sie in höchster Erregung; „sind Deiner Schandthaten nicht genug, daß Du den Baldecker seiner Tochter und den Grafenecker seines Sohnes beraubtest, Du schamloser Schnapphahn! Du Hund von einem Junker!“

Der Hundersinger schäumte vor Wut. Mußte ihm gerade jetzt die Gauklerin in die Quere kommen, jetzt, wo er den Entschluß fassen wollte, sein lieder-

liches Leben aufzugeben, um, vielleicht an Mariens Seite ein anderes zu beginnen. Das Mädchen hatte es ihm angethan, wie kein zweites; sie allein wäre sein guter Engel geworden. Aber es sollte nicht sein. Sei's drum! Rasch riß er die Wehr von der Seite, und schon wollte er auf die furchtlos vor ihm stehen gebliebene Landstreicherin einhauen, als eine starke Hand ihm in den erhobenen Arm fiel und ein gebieterisches Halt! ihm entgegengerufen wurde. Es war offenbar ein wehrhafter Mann, der sich als Retter in der Not einstellte, obwohl sein Gesicht durch einen breitkrämpigen Hut verdeckt und nicht zu erkennen war.

„Was giebt es hier?“, frug er in befehlendem Tone. „Nichts für Laffen“, entgegnete geringschätzig der Junker.

„Sparet Eure Worte!“ gebot der Fremde, und ehe sich ein Wortwechsel entspinnen konnte, hatte Betty zornfunkelnden Auges die furchtbare Anklage des Mädchen- und Knabenraubs wiederholt.

Verwundert blickte der Mond auf die sonderbare Gruppe — da — ehe sich's jemand versah, blitzte eine kurze Klinge durch die Luft, und aus einer klaffenden Wunde blutend, sank das junge Mädchen ohnmächtig in die rasch sie auffangenden Arme des Fremden — des Grafenecker Marschalks. — —

Noch am Abend des Einzugs des württembergischen Grafen war Meinrad mit seinem Herrn wieder zurück nach Grafeneck geritten, ohne Betty gesehen oder etwas von ihr gehört zu haben. Heute früh erst erfuhr er,

daß eine Seiltänzerbande sich im Städtlein aufhalte, und von einer plötzlichen Ahnung getrieben, machte er sich auf, nach solcher zu sehen. Er hoffte, vielleicht über sein Haller Lieb wenigstens etwas erfahren zu können, und nun lag es totwund in seinen Armen. —

Laut weinend sprang Marie in die Schenke, um ihre Eltern von dem Geschehenen zu unterrichten. Gerne trat sie ihre Stube der tötlich verletzten Landstreicherin ab, und bald lag diese im weichen Bett, irre, unzusammenhängende Worte lallend.

Der Marschalk zog ein Fuhrwerk aus dem Stall, und wie ein Sturmwind sauste er gen Urach, um den Doktor Musäus zu holen, während die Adlerwirtin und ihre Tochter der Schwerverwundeten liebevoll die nötige Pflege angedeihen ließen.





IV. Urach.

Droben bei Neuhausen, nahe der aufstrebenden Stadt Metzingen, öffnet sich in der Bergkette der Alb eine mächtige Pforte. Mit einemmal sieht sich der Wanderer links und rechts von hohen Bergen umgeben, deren Fuß Ackerfelder und Weidgründe, mitunter auch Rebenpflanzungen bedecken, während höher hinauf prächtige Buchenwaldungen gepflanzt und gepflegt sind, über denen wiederum in schwindelnder Höhe ein senkrechter Felsenkranz emporstarrt. Der Weg nach Urach führt der klaren, munter und geschäftig dahinfließenden Erms entlang durch lachende Gefilde. Ein dichter Wald von Obstbäumen verwandelt im Frühjahr den Thalgrund in ein herrlich duftendes Blütenmeer, und im Sommer und Herbst ist es uns, als wandeln wir durch einen Hain, in welchem das trunkene Auge nur der Fülle des Reichtums begegnet. Golden wogen die Saaten, tief beugt sich der Halm unter der Last der vollen Aehre, und heimwärts ziehen mutige Rosse den geschmückten Wagen

voll köstlicher Früchte. Aus dunklem Laub lugen rotbackige Aepfel und schmackhafte Birnen hervor und dankbare Menschen sind bestrebt, den Tisch, den der gütige Schöpfer ihnen so reichlich gedeckt, heiteren Sinnes zu räumen.

Und droben, auf den Bergen, im grünen Wald, da knallt lustig die Büchse; hell ertönt das Geläute der flüchtigen Hunde, und lang gezogenes Halali verkündet das weidgerechte Treiben der Jünger des heiligen Hubertus. Und ziehen wir weiter, über das liebliche Städtchen Urach hinaus, das, mag es im Lauf der Zeit auch manche Verluste an Ehren und Würden erlitten haben, dennoch den Reiz, die Anmut seiner Natur und den Zauber einer glänzenden Geschichte treu bewahrt und wie einen Augapfel behütet hat, ziehen wir dem alten, einst von Seen umschlossenen Seeburg zu, so gelangen wir in eine großartige Landschaft. Hohe Felsberge türmen sich zum Himmel empor. Zahlreiche Herden weiden das saftige Gras der hellgrünen Triften des Thalgrundes, dessen feierliche Stille nur durch das Gemurmel der rauschenden, spiegelklaren Erms und durch die Axt des Holzhauers unterbrochen wird, die in den dichten, die Berge nunmehr vom Scheitel bis zum Fuß bedeckenden Buchenwäldern weithin schallt.

Hin und wieder verengt sich das Thal, und es scheint, als ob es völlig geschlossen wäre. In malerischer Umgebung plätschert das Wasser über Felsbänke; die Berge scheinen sich tiefer herabzusenken und sanfter

zu wölben; und nicht selten überkommt uns das Gefühl, als ob wir in der lieblich ernsten Natur, entrückt der jagenden, hastenden Welt, allein wären, allein mit unserem Gott. — —

Werfen wir zuvor einen Blick in die Stadt, in der wir uns nun eine zeitlang zu verweilen gedenken.

Vor dem das Weichbild umziehenden Graben befand sich ein mit zahlreichen Spitzen versehener Zaun, und jenseits des Zauns erhoben sich festgefügte, hohe Mauern, welche in einem mächtigen Ring das Städtlein umschloßen, und durch runde oder viereckige Türme, die in Bogenschußweite von einander entfernt waren, verstärkt wurden.

Vier stattliche Thore, das obere Thor, das untere Thor, das Pfählerthor und das Tiergartenthor dienten zum Aus- und Eingehen. Sie waren durch hohe, teilweise von zierlich behauenen Steinen erbaute Türme geschmückt, auf denen Wächter wohnten, welche die Ankunft von Reitern und Reisigen durch Trompetenstöße anzukündigen hatten. Jedes Thor war nur mittels einer Zugbrücke zugänglich. War dieselbe aufgezogen, so konnte niemand zum Eingang der Stadt gelangen, der überdies noch durch ein starkes Fallgatter geschützt war, das in einem Falz hinter dem ersten Thorbogen hing und mit Winden emporgehoben wurde.

Es war ein aus starken Holzpfosten gezimmertes Gitter, das, sobald man den Riegel zurückschob, mit großer Gewalt herabfiel und so den Eingang verschloß.

Endlich war für den Fall größerer Gefahr in-

sofern weitere Vorkehrung getroffen, als die Ringmauer mit hölzernen Schutzbauten ausgerüstet wurde und das obere und das untere Thor durch feste Vorwerke gedeckt waren.

Die teilweise gepflasterten Straßen der Stadt waren eng, — die Uracher wollten eben möglichst nahe beisammen sein —, die Häuser hochgiebelig mit vorspringenden, pfeilergestützten Stockwerken, und die verzierten Façaden der Häuser der Adeligen und der wappenführenden Bürger waren mit den Wappenschildern geschmückt. Im Innern der Häuser befanden sich schön gedielte und getäfelte, mit geschnitztem Mobiliar und farbigen Teppichen geschmückte Säle und mit Oefen ausgestattete Winterstuben, während durch bemalte Fenster das Licht drang und kunstvolle Eisengitter gegen Diebe schützten. Auf dem Marktplatz stand ein künstlerisch verzierter steinerner Brunnen, schön architektonisch gegliedert und mit figürlichen Sculpturen ausgestattet, dessen 8 Röhren das Wasser in mächtigen Strahlen ausgossen.

Um den Marktplatz herum erhoben sich der Hof der Karthäuser und die Häuser der Zünfte, in welch' letzteren die Zunftgenossen ihre Versammlungen zu halten und in den Morgensprachen über die Angelegenheiten ihres Handwerks sich zu beraten pflegten; da standen die Trinkstuben der Adeligen und der Bürger, in denen man sich abends zu gemeinsamem Trunk versammelte und nach feststehenden Gebräuchen von des Tages Last und Hitze erholte.

Das stattlichste Gebäude aber war das Rathaus, der eigentliche Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens. In ihm versammelte sich die Bürgerschaft und der große und der kleine Rat; die Schöffen und Ratsherren hielten hier Gericht und nahmen die Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit entgegen. Hier war das Rentamt und die Schatzkammer der Stadt. Ueber die Dauer der Messen und Märkte wurden in der weiten, im Erdgeschoß befindlichen Halle allerlei Waren feilgeboten, und das ganze Jahr hindurch feierte in den oberen Gemächern die Bürgerschaft ihre Familienfeste, ihre Hochzeiten und Tanzvergnügungen. —

Gegen Mittag befand sich das gräfliche Schloß, ein starkes, festes Gebäude mit mächtigen Mauern und geschützt durch einen neben dem Tiergarten angelegten See, den, einem Vorwerk gleich, das Wasserschlößlein beherrschte.

Noch heute ist der von dem Grafen Eberhard im Bart erbaute stattliche Rittersaal mit seinen vielen Goldverzierungen in ursprünglicher Gestalt erhalten; die Wände sind bemalt mit dem Cedernbaum ihres Erbauers und dessen Wahlspruch „Attempto!“, und die unvergleichliche Tyrnitz mit ihren prächtigen Bögen und Säulen giebt uns Kunde von manchem dort abgehaltenen Tournier.

Ganz in der Nähe des Schlosses erhebt sich als ein gewaltiger Bau die dem heiligen Amandus (im 4. Jahrhundert Bischof in Straßburg) geweihte Kirche, eine Schwester der Stuttgarter Stiftskirche, mit ihren prachtvoll geschnitzten Altären und Gestühlen, während in

dem daneben stehenden Mönchshof mit seinen drei mächtigen Flügeln die Chorherren ihr Stift hatten.

Im Tiergarten tummelte sich allerhand vierfüßiges oder geflügeltes Getier, und selbst die scheue, geschmeidige Gemse aus den Bergen Tirols hatte hier eine neue Heimat gefunden. Das ganze Städtlein bot ein wohnliches, freundliches und behagliches Aussehen, das den Eindruck der Wohlhabenheit und der Kernhaftigkeit seiner Bewohner hervorbrachte. Die Bürgerschaft befand sich unter einem mehr patriarchalischen Regiment thatsächlich auch wohl, und nicht so heftig wie in anderen Städten trat der Zwiespalt zwischen Geschlechtern und Zünften ob der Leitung der Gemeindeangelegenheiten zu Tage.

Eine bemerkenswerte Ordnung, ein verträglicher, opferwilliger Bürgersinn, verbunden mit freundnachbarlichem Entgegenkommen hatte die Oberhand, und ein Hauch von Eintracht und Friedfertigkeit lag von jeher auf dem anmutigen Städtlein. Freilich saßen die fleißigen Handwerker und die ehrbaren Bürger nicht ungern in der einladenden, behaglichen Trinkstube, und während der zinnerne Krug oder Becher schier allzuhäufig zu neuer Füllung wanderte, schimpften und räsonnierten sie, daß es eine Art hatte, und es wäre manchmal für diese Herren vonnöten gewesen, daß die Tischecken statt von Eichenholz von Eisen gewesen wären.

Allein tiefergehende Mißstimmungen und Mißhelligkeiten, die Zank und Hader hervorbringen, ließen

sie nicht aufkommen. Ein jeder wollte nur das beste des Städtchens, wenn auch auf gar verschiedenen Wegen. Und was draußen passierte, im Land und im Reich, das interessierte die Uracher über die Maßen. Sahen sie doch von ihrem vielgeliebten Grafen so mancherlei neue, segensreiche Einrichtungen. Darum blieben sie auch nicht am Althergebrachten starrsinnig hängen, sondern hatten für die Forderungen neuerer, anderer Zeiten offenes Auge und offenes Ohr. Aber das Oeffnen des Geldbeutels der Stadt war für die Ratsherren immer ein hartes Stück Arbeit, und ein mancher von ihnen konnte, wenn er unbemerkt im Herrenstüblein der Schenke verweilte, von seinen außen sitzenden Mitbürgern bittere Worte über das ehrbare Kollegium hören.

Wandelte aber ein Ratsherr, im Vollgefühl seines Amtes und seiner Würde einher, so verstummte die Klage, und jedermann entbot dem Gestrengen ehrerbietigen Gruß.

Und heute noch ist es so, als ob der gute Geist des alten Grafen Eberhard mit seiner lebendigen Sehnsucht nach allgemeiner Erneuerung, unter verständiger Anschmiegung des bewährten Bisherigen an neue Grundsätze und Anschauungen, an moderne Fragen und Bedürfnisse segnend und schirmend über seiner einstigen, geliebten Residenz schwebte, und als ob diejenigen Männer, deren Händen die Bürger die Leitung der Geschicke der Stadt anvertraut haben, einen Hauch von dem weitblickenden Geiste Eberhards verspürt hätten. —

Ein trüber, regnerischer Tag des November 1482 neigte sich seinem Ende. Dumpf klang die Feierabendglocke von dem kaum fertig gestellten Turme der Kirche zu St. Amand, und geschäftig eilte der Büttel, der Diener des hohen Rates, umher, um sich zu überzeugen, ob der Thorwart die Stadtthore wohl verwahrt und die Zugbrücken aufgezogen habe.

Sobald die Abendglocke geläutet hatte, durfte, ohne besondere Erlaubnis des Grafen selbst, niemand mehr weder zum Thore herein, noch zum Thore hinaus. So lautete die strenge Satzung, welche gleichermaßen anordnete, daß auch die Handwerker die Arbeit nunmehr ruhen zu lassen haben.

An schönen Abenden erging man sich dann noch ein Stündlein auf der Stadtmauer; aber heute war dies nicht möglich. Nach dem Abendbrot, das die für das Wohl des Eheherrn allezeit besorgte Hausfrau schmackhaft bereitet hatte, gings ohne weiteren Aufenthalt zum Abendtrunk. Der Ratskeller war geöffnet, und da gabs die besten Tropfen. Einer nach dem andern der ehrbaren Bürger kam die steinerne Treppe herab, rieb sich am großen, behagliche Wärme spendenden Kachelofen die Hände und setzte sich dann an den schweren Eichentisch zu den Gevattern. Da gewahren wir neben dem alten Michael Ziegler, dem Zieglermeister, den erst vor wenig Jahren von Ulm nach Urach verzogenen Meister Antoni, den Papier-Müller, und Konrad Fyner, den Buchdrucker, der fernd seine Druckerei im Städtlein aufgeschlagen und mit seinem

liebreizenden Eheweib, der Magdalena von Helfenstein, eingezogen war. Das war ein grundgescheiter Mann, der Konrad Fyner, den selbst der Graf hoch schätzte und ehrte. Und wenn etliche Uracher auch im Anfang scheel zu dem Eindringling sahen, der die schwarze Kunst in ihre Mauern hereintrug, die er zweifellos nur von Beelzebub selbst erlernt haben konnte, sonst hätte er nicht das adelige Fräulein vom Rusenschloß am Blautopf drüben zum Weib begehren dürfen, so war ihr Mißtrauen nicht nur gar bald besiegt, sondern mit Stolz sahen sie auf ihren Mitbürger, der der Stadt zu hoher Ehre gereichte. Denn außer den Ulmern, Eßlingern, Blaubeurern und Stuttgartern konnte sich in den schwäbischen Reichsstädten und in beiden württemb. Landeshälften kein Ort des Besitzes einer Buchdruckerei rühmen.

Wir sehen ferner den Steinmetzen Peter, der im vorigen Jahr den herrlichen Bau der Amanduskirche ruhmreich vollendet hatte, Hans Schneider, den Schuhmachermeister, Konrad Frank, den weitgereisten Schneidermeister, Jakob Rau, den Webermeister, Fritz Hofmeister, den alten Waffenschmied, und manch anderen, der der Zunft der Karcher, Metzger, Kromer, Bäcker, Drechsler, Binder, Kürschner u. a. m. angehörte.

Abgesondert von den Bürgern hatten Kunle Knobloch, gemeinhin der Landfahrer genannt, weil er weiß Gott wo schon gewesen und vieles gesehen, aber nichts gelernt hatte, und sein Freund, der Barbier Mäuser Platz genommen. Doktor nannte sich der würdige Mann, der stets in langem, faltenreichem Rock mit bis zum

Knie reichenden Aermeln, eine Brille auf der Nase, das Denkerhaupt mit hoher, bauschiger Mütze bedeckt, Sandalen an den Füßen und etliche Arzneikolben in einem Täschchen mit sich führend, einherschritt und berechtigten Stolz auf seine vielseitigen medizinischen und chirurgischen Kenntnisse zur Schau trug. Nebenbei verstand er die lateinische Sprache, und auf lateinisch hieß sein werter Name Musäus — sagte er. Ein Mann von Bildung mußte das wissen.

Aber auch noch eine andere Gesellschaft bemerken wir im Ratskeller, die ein mächtig Trinken und Singen begonnen hatte.

Tübinger Studenten und Scholaren ließen den großen Willekumm herumgehen und verursachten einen Höllenspektakel. Ein kleines, schmächtiges Männlein ließ sich auf den Tisch heben, nahm seine Fidel, und alsbald erscholl es im lustigen Chor:

„Heidideldum, heidideldum,
Der große Willkomm geht herum.
Doktoren und Magister,
Die alten Erzphilister,
Die placken uns mit Studium
Und laufen sich die Beine krumm.
Sie lieben nicht, sie trinken nicht,
Verstehen nicht das Borgen,
Doch wenn den Gaul der Haber sticht,
Was kümmern ihn die Sorgen?“

Da öffnete sich die Thüre, und herein trat der Büttel, zum Zeichen seiner Würde einen mächtigen

Knotenstock in der Hand tragend und auf dem Haupt den kostbaren, mit silbernen Quasten behangenen Dreispitz, das unantastbare Zeichen seiner irdischen Hoheit. „Silentium!“ gebot er mit Stentorstimme der lärmenden Schar.

„Der herrschaftliche Vogt und der Schultheiß befehlen, daß der Rat tage, und daß bei solch wüstem Getöse die Herren weder raten noch thaten können! Darum gebiete ich Ruhe und Stille!“ Allein wenn der Diener des Rats gewöhnt war, daß seinem Worte Gehorsam geleistet wurde, so war es diesmal anders.

„Sollen ein andermal tagen! Ho ho! Was will uns der Tropf von einem Schergen sagen! Werft ihn hinaus, wenn er nicht selbst geht!“ tönte es wirr durcheinander. Und wie auf Kommando gröhlte aufs neue die ganze Schar:

„Wir loben uns den Eberhard,
Der ist von wackrer Sinnesart,
Der Graf, der Graf soll leben!“

Der Büttel war sprachlos. Das ging über seinen Horizont. Nun ließen die Schreier den Grafen leben, daß die Wände zitterten, und er hatte den Auftrag, ihnen jeden Lärm zu untersagen.

„Was!“ rief er, „Scholaren wollt ihr sein, Studenten auf der Hochschule unseres gnädigsten Herrn Eberhard, und wißt nicht einmal, daß man der Obrigkeit Folge leisten soll! A-B-C-Schützen seid ihr! Und wenn ihr jetzt nicht augenblicklich still seid, so

sperre ich euch bei Wasser und Brot in den Turm, so war ich Laurentius Gseller heiße."

„Beruhigt Euch, Meister Gseller," hörte er unerwartet hinter sich eine Stimme sagen, während eine Hand sich begütigend auf seine Schulter legte; „kennt Ihr das Sprichwort nicht: Jugend hat keine Tugend?" Rasch wandte sich der Ratsdiener um und zog, als er des Sprechers gewahr wurde, ehrerbietig den Dreispitz. Freundlich reichte ihm ein älterer Herr die Hand, während ein jüngerer lächelnd daneben stand. Die Falten auf der Stirne Gsellers verschwanden, denn kein geringerer als Herr Johann Vergen von Justingen, der Kanzler der Tübinger Hochschule und vertrauteste Freund und Berater des Grafen, hatte ihm die Hand geschüttelt. Das war ihm bislang nicht allzu oft passiert. Und siehe da, auch die Scholaren bekamen ob solch gewichtiger Thatsache gewaltigen Respekt vor der Würde des Büttels von Urach — so dachte wenigstens dieser — denn mit einemmale waren sie mäuschenstill geworden. Freundlich grüßend setzten sich die beiden Neuangekommenen an den Tisch, neben den Buchdrucker Fyner, der sie mit sichtlicher Freude begrüßte.

„Es ist lange her", begann der Kanzler, „seit mein Freund hier, der Bildschnitzer Jörg Sürlin von Ulm" — dabei deutete er auf seinen Begleiter — „das letztemal bei uns in Urach war. Ist auch kaum zu verwundern, denn die Reichsstädte haben mehr Geld und bieten der Kunst und dem Kunstgewerbe lohnen-

dere Beschäftigung und bedeutendere Aufgaben, denn das Land und der Hof eines Grafen zu thun vermag."

„In etlich Stücken mögt Ihr nicht unrecht haben", entgegnete Jörg; „allein Eurem scharfen Verstande kann nicht verborgen geblieben sein, daß gerade während der Regierungszeit des älteren Grafen Eberhard die bildenden Künste der Malerei, Bildschnitzerei und Baukunst in Württemberg einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, der nicht zum geringsten auf den edlen Kunstsinn des Fürsten selbst zurückzuführen ist. Nur da vermag die Kunst sich zu entfalten und zu blühen, wo edle, thatkräftige Männer sie fördern und unterstützen."

„Wollte Gott," erwiderte der Kanzler, „daß auch die Wissenschaften nur einigermaßen soweit vorgeschritten wären, wie Eure Kunst, und daß die Worte des großherzigen Stifters unserer Hochschule, der einen Brunnen des Lebens graben wollte, daraus von allen Enden der Welt unversieglich tröstliche und heilsame Weisheit geschöpft werden möchte, zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit, in Erfüllung gingen. Aber bis dahin hat es noch gute Weile."

„Wie mögt Ihr klagen, Herr Kanzler", sagte fast vorwurfsvoll Konrad Fyner; „unterscheiden sich die Blumen des Frühlings nicht von den Gewächsen des Sommers? Und doch sitzen heute schon, abgesehen von den Gelbschnäbeln und den Bewohnern der Bursen, zahlreiche Baccalaurei, magistri und doctores zu den Füßen der Lehrer, bestimmt, die Lehren der heiligen

Schrift, der Bücher geistlichen und weltlichen Rechts und der allgemeinen Wissenschaften in sich aufzunehmen, die geheimnisvollen Wunder des Baues des menschlichen Körpers zu ergründen und zu erforschen und das, was sie gehört und gelernt, dem Volke nutzbar zu machen, wozu wir Buchdrucker unser redlich Teil beitragen. Und ich sehe eine Zeit kommen, in der die Schöpfung Eberhards unerreicht im Glanze, als Erste ihrer Schwestern inmitten eines großen Reichs dastehen wird.

Von den Enden der Welt werden sie herbeikommen, die wissensdurstigen Jünglinge und Männer, groß und stark auf allen Gebieten des Wissens, und die Größten ihrer Zeiten werden hervorgehen aus der Tübinger Schule!"

„Ihr sollt recht behalten, Buchdrucker!" rief freudig bewegt Herr Vergenhans; „ja wenn alle Leute Euresgleichen wären, dann hätte es gute Wege. Will nur sehen, ob das Werk alt morgenländischer Weisheit, das der Graf von seiner Pilgerreise mitbrachte und dessen Uebersetzung Ihr gegenwärtig drucket, ‚das Buch der Beispiele, oder der alten Weisen Exempelbuch' auch die erhofften Früchte trägt?"

„Wollens hoffen!" meinte Jörg Sürlin; „aber nun laßt uns anstoßen auf das Gedeihen, Wachsen und Blühen der alma mater Schwabens!" —

„Auf lateinisch heißt dies: vivat, crescat, floreat!" belehrte der Doktor Musäus seinen Gesponsen, den Landfahrer Knobloch. —

Noch mancherlei besprachen die Männer; von

dem oder jenem Meister wußten sie einander zu erzählen, und Fyner äußerte den lebhaften Wunsch einmal Gelegenheit zu haben, auch den berühmten Maler Zeitblom, den Schwiegersohn Hans Schühleins von Ulm, kennen zu lernen.

„Die würde sich bald finden," erwiderte der Bildschnitzer. „Zeitblom ist drüben in Blaubeuren, wohin ihn Abt Heinrich III. hat kommen lassen, um den neuen Hochaltar in der Klosterkirche zu malen. Vielleicht habt Ihr ein Geschäft dort zu besorgen." „Leider nicht," antwortete der Buchdrucker, „und im Rusenschloß ist auch nicht mehr viel zu holen; das beste habe ich schon mit fortgenommen," setzte er lächelnd hinzu.

„Wenns erlaubt ist, was führt denn Euch in unsere Stadt, Meister Sürlin?" frug der Papiermüller, der bisher aufmerksam zugehört hatte, aber seine Neugierde nicht länger bezähmen konnte. „Unsere Kirche, welche Steinmetz Peter meisterhaft erbaut hat, darf doch nicht länger der inneren Ausschmückung entbehren," belehrte Herr Vergenhans den Frager, „darum wird der Ulmer einen seltenen Zierat in ihr aufstellen."

„Ihr bringt gewiß den Betstuhl unseres Herrn Grafen?" forschte Antoni weiter; „durch den Buchdrucker ist ja längst bekannt geworden, welch herrliches Schnitzwerk für unsere heilige Kirche in der berühmten Ulmer Werkstätte geschaffen worden sei."

„So ist es," entgegnete der Kanzler; „unser gnädiger Herr hat an Eurer Arbeit, Jörg, eine ganz

besondere Freude und hofft, in dem Stuhl noch oft die Gnade des allmächtigen Gottes für seine geliebten Unterthanen und sein teures Land anrufen zu dürfen."

„Das walte Gott!" sagten die Männer.

Ein gräflicher Knappe trat an den Tisch und flüsterte dem Kanzler einige Worte zu. Unverzüglich erhob sich Nauklerus und verabschiedete sich mit warmem Händedruck von seinen Gesellschaftern.

Weniger gemütlich und friedfertig gieng es an dem unteren Tische zu, an welchem der Doktor Musäus und sein Freund, der Landfahrer, saßen.

Erst seit kurzer Zeit hatte Graf Eberhard im Bart das große Spital zu Urach gestiftet und mit allerlei Rechten und Freiheiten ausgestattet. Zur Errichtung des umfangreichen Gebäudes bedurfte man Grund und Boden; aber schon damals gab es unzufriedene Menschen, die alles anders und darum nach ihrer Meinung besser haben wollten.

In der vordersten Reihe derselben stand der Barbier Musäus. Er war angesehener Leute Kind, konnte aber ungeachtet aller Anstrengung nicht emporkommen. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Spitalangelegenheiten.

„Ist's recht?" schrie der Bader, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug, „daß der Graf seines lumpigen Spitals wegen den Bürgern die besten Gärten in der Baint weggenommen und dafür die elenden Mauergärten vor dem oberen Thor, die nichts anderes als Gänswasen sind, hergegeben hat? Und warum

sollen in diesem neuen Hungerrain nur Krautköpfe gepflanzt, warum dürfen keine Baumgüter angelegt, warum darf kein Flachs und kein Hanf gebaut werden? Warum frage ich?“ — —

„Weil Du ein Schafskopf bist, ein großmäuliger“, polterte der Waffenschmied Hofmeister; „was geht es denn Dich an, wenn wir unsere Güter zum Spital hergeben? Hast Du vielleicht eine Handbreit Bodens dazugethan? Freilich nicht; Deine Gärten finden einen anderen Platz; diese müssen durch Dein loses Maul die Gurgel hinunter.“

„Recht so!“ ermunterten die Bürger den Sprecher. Aber der Doktor ließ sich nicht irre machen.

„Was sagst Du Weißkopfeter, Du Hereingeschmeckter?“ schalt er.

„Ist's so weit, daß ein Uracher Bürger sich von einem Fremden das Maul stopfen lassen muß? Wird der geringe Mann nicht mit allerhand Zinsen, Gülten und Steuern geschunden, ganz zu schweigen von den Leibeigenen mit ihren unerträglichen Lasten an Brautlauf, Leibsteuer und Hauptfall? Wie lange soll's denn so elend noch fortgehen? Der Hohe mästet sich vom Gut und vom Schweiß des Niederen; der Große nährt sich vom Kleinen, und was dieser nicht freiwillig gibt, das wird ihm von den andern geraubt und gestohlen! Wie gings nur her bei des Grafen Hochzeit!“

„Musäus, halt's Maul!“ mahnte Gevatter Schneidermeister. „Bin auch herumgekommen in der Welt draußen, habe manches gesehen von Herren und

Pfaffen, das mir nicht gefallen hat, und es wäre mir auch recht, wenn bei mir zu Hause jeden Tag eine Gans am Bratspieß schmoren würde. Aber mit Gewalt hat dem Teufel noch keiner den Schwanz herausgerissen, merk Dir's, Doktor! Und wenn kein Mensch mehr arbeiten und nur gut leben wollte, was dann?

Du kamst auch nicht, als der große, gelehrte Doktor, der Du jetzt sein willst, zur Welt; Du warst eben auch ein kleiner, zappelnder Wicht, und nur schreien hast Du schon damals gekonnt. Allmählich, mit der Zeit, nicht sprungweise oder gar plötzlich, bist Du herangewachsen, und in Deinem Hause machst Du Dir es auch nach und nach erst bequem. Ein Ruhebett bekommt niemand als Mitgift. Ist es nun bei einer großen Familie vielleicht anders? Ich denke nicht; denn bei solcher hat das Haupt mit viel mehr Köpfen, Meinungen, Besserwissern, neidigen, feindlichen Nachbarn und anderen bösen Mächten zu rechnen, als Du zu Hause!"

„Und wenn Du etwa an der Hochzeitsfeier unseres Grafen etwas auszusetzen hättest" — rief der Webermeister dazwischen, „so wäre es gescheiter, Du würdest danken statt schimpfen. Als dazumal die Unmenge von Leuten im Städtlein weilte, da hattest Du alle Hände voll zu thun, und als auf Kosten des Grafen 13 000 Personen gespeist wurden und 3 Tage lang aus dem eigens bei der Speisekammer im Schloß dazu hergerichteten köstlichen Brunnen der Wein in Strömen floß — es waren ja im ganzen 16 Eimer fremde und 500 Eimer inländische Weine, und 165 000 Brote vonnöten

— damals, sage ich, standest Du in der vordersten Reihe, hattest Dein redlich Teil mitverzehrt und auch am Grafen nichts auszusetzen. Wenn Du aber nun heute etwa sagen wolltest, daß unser gnädiger Graf nicht bestrebt sei, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, daß er selbstsüchtige Pläne hege, dann packe Dich fort von Urach, oder es könnte Dir passieren, daß Du die Stadt mit verdrehten Augen aus der Vogelschau besichtigen müßtest. Urachs Bürger lassen von niemand ihren Grafen lästern!"

„Spitalmeister hat er werden wollen, der Quacksalber," ließ sich der Waffenschmied wieder hören; „aber weil ihm die 3 Spitalvorsteher, der Prior von Güterstein, der Stiftsprobst und unser Schultheiß, die Thüre vor der Nase zugeschlagen und die fette Pfründe einem tüchtigeren Doktor verliehen haben, darum ist er so wütend und darum möchte er auch die Bürgerschaft gegen den Grafen aufhetzen —"

„Was ihm gar nicht zu verdenken ist", unterstützte den Doktor jetzt der Landfahrer, „Euer ganzes Spital ist nichts wert, sonst hätten sie mich nicht hinausgeworfen, als ich vor etlich Monaten schwer krank Einlaß begehrte."

„Was will der Lump?" fuhr der Zieglermeister auf; „höre, Knobloch, Deine Krankheit heilt man wo anders, als im Spital; dazu brauchte man noch nicht einmal den gelehrten Doktor Musäus; ein Haselnüssener thäte bei Dir die besten Dienste.

‚Leute, die ihr zeitlich Gut unehrlich, oder sonst

mit Ludern, oder durch ein unehrliches Wesen vergeudet haben, kommen nicht in den Spittel, heißt es im Stiftungsbrief. Hättest also selbst wissen können, daß das Spitalthor für Dich verschlossen bleibt. Und das laß Dir gesagt sein: wenn Du noch einmal Dich in der Nähe meines Hauses aufhalten willst, wie jüngst, wo Du es so angelegentlich von allen Seiten betrachtetest, so bete zuvor ein Vaterunser. Nachher könnte Dir die Zeit dazu nicht mehr reichen. Zum Schatzgraben kannst droben bleiben in Feldstetten." Hastig leerte der Ziegler seinen Krug und schlug ihn auf den Tisch, daß es dröhnte.

Der Barbier, der wohl einsehen mochte, daß er hier ein ergiebiges Feld für seinen Samen kaum finden werde, erhob sich und schritt gravitätisch der Thüre zu.

Unter derselben drehte er sich jedoch nochmals um und rief seinen Widersachern zu:

„Was ich gesagt habe, dabei bleibt's. Die reichen Kunzen finden auch einmal einen armen Konrad, der ihnen die Hölle schon heiß machen wird!"

„Wäre es nicht das Einfachste, Mäuser, Du würdest Dir gleich einen solchen Genossen suchen?" spöttelte der Weber, „den Knobloch hast Du doch nicht allzulange; der trägt nach dem Turm ein zu heißes Verlangen. Wie wär's denn mit dem Sperbersecker Wildmeister, bei dem Du seit Deinem letztmaligen Pürschgang in so gutem Andenken stehen sollst?"

Der Doktor wurde wütend. „Was unterstehst Du Dich zu sagen?" schrie er; „die ärztliche Kunst ist

groß, und aus den Körpern der Tiere lernen wir kennen, wie es in euren fetten Wänsten und dicken Bäuchen aussieht. Und wenn ihr glaubt, der Doktor Musäus sei zu dumm, als daß er die Stelle des Spitalmeisters in eurem lumpigen Spital versehen könnte, so geht nur hinauf nach Münsingen. Dort wird man euch sagen, wer die schwerverwundete Seiltänzerin, die Gauklerbetty, wieder kuriert hat, trotz dem gescheiten Johannes Widmann in Tübingen. Jawohl! Reißt nur eure Augen recht auf."

„Wenn dem so ist, Mäuser, dann nimm nur das nächstemal gleich einen Rothirsch oder noch besser ein Kameel," spottete der Weber ungeachtet des zur Würdigung der ärztlichen Kunst angetretenen Beweises weiter, „damit Du alles gründlich und deutlich erforschen kannst.

Uebrigens ist der Sperbersecker heute hier; kannst Dich also persönlich an ihn wenden; vielleicht kommt er noch in den Keller."

Mit dem Sperber schien nun allerdings der Doktor nicht auf besonders gutem Fuße zu stehen; denn, nachdem er erfahren, daß der Junker im Städtchen weile, zog er vor, fluchtartig zu verschwinden.

„Wurde da drüben nicht eben der Name des Junkers Sperber genannt?" frug der Bildschnitzer seine Tischgenossen. „Was mag's mit dem für eine Bewandtnis haben? Er kam heute ganz spät am Mittag, so lange ich bei dem Grafen war, vor dem Burgthor angeritten."

„Da geht etwas Besonderes vor," meinte Konrad Fyner. „Der Junker ist meist in Gesellschaft des jüngeren Grafen und nur, wenn das Fräulein von Baldeck mit ihrem Vater am Uracher Hofe weilt, ist auch der Sperber daselbst zu treffen. Sperber sind ja nicht ungern in der Nähe junger Tauben.

Heute ist der Baldecker jedoch nicht hier; darum will es mich bedünken, als sei der Junker ob sonderer Ursache hiehergekommen und als ob Herr Vergenhans um deswillen heute Abend noch so spät in die Burg geholt worden wäre." „Ihr könnt recht haben, Buchdrucker," bestätigen die andern.

Draußen rief der Nachtwächter die zehnte Stunde.

„Hört ihr Leute und laßt euch sagen,
Der Hammer hat jetzt zehn geschlagen!
Gebt acht aufs Feuer und aufs Licht,
Auf daß heut Nacht kein Schaden g'schicht;
Lobt Eberhardt den braven Mann,
Der Gutes uns nur hat gethan,
Der unsrer Stadt, des Landes Segen
Und Nutzen stets weiß auszuhegen,
Preist unsern Herren Jesum Christ,
Der aller Frommen Schutzherr ist!
Hat zehn gschlagen!"

Bald herrschte nunmehr in der Trinkstube, wie im ganzen Städtlein Ruhe. Nur in der Arbeitsstube des Grafen brannte noch Licht. Und auf der Burg Hohenurach droben gewahrte man hin und wieder den Fackelschein spähender Nachtwachen.



V. Im Uracher Schloß.

Am Hof des Grafen Eberhard des Aelteren in Urach wurde von jeher Gastfreundlichkeit in vornehmstem Maße geübt, und nicht selten trafen die weisesten und frömmsten Männer ihrer Zeit dort zusammen, um mit dem Grafen wichtige Regierungs-angelegenheiten zu besprechen.

War es nun Zufall oder war es höhere Fügung, daß gerade heute die vertrautesten Freunde Eberhards in Urach zusammengekommen waren, diejenigen, welche er bei außerordentlichen Anlässen so gerne um ihren Rat zu fragen pflegte? —

Wir sehen in der matterleuchteten Arbeitsstube um den Grafen eine Anzahl Männer versammelt, unter denen uns zunächst nur der Tübinger Kanzler, Herr Johann Vergen, sogleich wieder bekannt ist. Neben ihm gewahren wir den zwar noch jungen, aber durch den Reichtum, die Gediegenheit und Vielseitigkeit seines Wissens hervorragenden Geheimschreiber Johannes Reuchlin, und im Ordensgewande die Pröbste Gabriel Biel vom Uracher Chorherrenstift, Peter Jacobi vom

Backnanger Stift, den Abt Heinrich Fabri vom Kloster Blaubeuren, Johann Degen, den Probst zu Tübingen, und den Herrenberger Probst Nötlich, welch' letztere drei dem Herzen des Grafen dadurch nahe gekommen waren, daß sie als Bevollmächtigte des Papstes bei der Einrichtung der Tübinger Hochschule stets im Sinn und Geist Eberhards gewirkt hatten.

Auch Albert, der Prior von Güterstein, war diesmal zugegen. Diesen sah man nicht allzu oft im Grafenschloß. Sein Vorgänger, Konrad von Münchingen, der väterliche Freund Eberhards, pflegte häufiger daselbst einzukehren.

Teils gemeinschaftlich, teils in kleineren, in den großen Fensternischen fast verborgenen Gruppen, sah man den älteren Eberhard und seine Vertrauten des Rates pflegen.

Und hochwichtig mußten diesmal die Verhandlungen sein; denn geheimnisvoll walteten der gräfliche Kanzler Johann Waibel und dessen vornehmster Schreiber, Balthasar Epplin, ihres Amtes, insofern sie eilig zu Papier brachten, was ihnen der Geheimschreiber Reuchlin von Zeit zu Zeit in die Feder diktierte.

„Der Wunsch meines Vetters, daß ich die Regierung der gesamten Grafschaft allein übernehmen soll," — hörte man den Grafen zu Vergenhans und Reuchlin sagen — „würde ja meinen sehnlichsten Wunsch seiner Erfüllung näher bringen und für Land und Volk nur von größtem Nutzen begleitet sein; aber ich wollte, der Sperber hätte mir eine andere Ursache mitgeteilt,

warum mein Vetter des Regierens müde ist, denn nur um sorglos beizen, hetzen, reiten, jagen und mit seinen lustigen Gesellen allerhand Reisen machen zu können.

Wohl habe ich schon durch den Vertrag, der vor wenig Jahren erst mit meinem wankelmütigen Vetter Heinrich hier abgeschlossen wurde, und wodurch ich diesem die Grafschaft Mömpelgard mit den dazu gehörigen burgundischen Herrschaften und elsässischen Besitzungen, und ganz gewiß nur aus getreuer Liebe zu meinem nun in Gott ruhenden Oheim, zu meinem Namen und meinem Stand abtrat, beabsichtigt, einer weiteren Teilung Württembergs vorzubeugen; wohl hat auch Vetter Eberhard während meiner Abwesenheit im April d. J. zu Reichenweiher die neuerdings hervorgetretenen Ansprüche seines Bruders auf weitere Landesteilung mit Klugheit beseitigt; allein dennoch muß ich ernstlich überlegen, was jetzt und künftig dem Lande frommt.

Gott segnete bis heute weder meine Ehe, noch die Ehe Vetter Eberhards mit Kindern. Nach menschlicher Berechnung wird also mindestens der eine oder andere unserer Stämme aussterben, und für diesen Fall erfolgt nach den Bestimmungen des Uracher Vertrags eine Wiedervereinigung der getrennten Landesteile von selbst. Soll ich nun jetzt schon die Gesamtherrschaft übernehmen, obwohl die Kassen im Stuttgarter Landesteil geleert, im Uracher dagegen gefüllt sind?"

„Denkt auch an Euch, Graf," wandte der hinzugetretene Kartäuser Prior hier ein; „Euer Vetter ist

schwankend und unbeständig; wie bald wird ihn das Zusammenwerfen reuen und wird er mit allerlei unerfüllbaren Ansprüchen und Anforderungen an Euch herantreten, welche Zank und Streit zur Losung und Euch das Leben sauer machen, während Eintracht und Friede bislang am Hofe zu Urach herrschte."

„Hast nicht unrecht, Albert," entgegnete der Graf; „aber ich darf unmöglich jetzt schon Zeit haben, der harrenden Arbeit müde zu sein.

Freilich wollte ich unter den fortdauernden jetzigen Verhältnissen mehr Lust und bessere Tage haben, denn künftig; allein nur das Wohl meiner Unterthanen darf für mich die Richtschnur bilden.

Wohlan, es sei!

Die Vereinigung des Landes, sie soll geschehen und zwar schon in den nächsten Tagen und gewährleistet werden durch feierlichen Erbvertrag."

„Brav gesprochen!" rief Vergenhans; „das Land und Euer Geschlecht werden Euch ob solchen Entschlusses loben. Nun wird aus dem Fürsten, den Ulrich der Vielgeliebte den künftigen Zersplitterer Württembergs zu nennen pflegte, der Einiger der Grafschaft!"

„Und" — fuhr der junge Reuchlin fort — „die lachenden Erben, oder die zahlungsfähigen Liebhaber, die schon lange in der Nähe sind und auf den köstlichen und billigen Erwerb sich freuen und rüsten, sie können abziehen mit langen Nasen. Nun laßt sie fröhlich singen:

,Württemberg, du arme Landschaft!
Der Bäder von Ulm, der ist dein Herr,
Du wollst, daß er von dir war ferr,
Ist wie man sagt und thut da lesen
Vor Zeiten ein Barchetweber gewesen;
Von Nördlingen, der Waidfärber
Und von Reutlingen der Ledergerber,
Der zu Nürnberg die hübschen Ranzen macht,
Der Weber zu Augsburg treibt auch sein Pracht;
Der Salzsieder vom schwäbischen Hall,
Von Ravelspurg die Krämer all;
Die Säumer von Kempten ich auch meld,
Und die Holzhauer von Aalen, dem Herdfeld.
Von Wimpffen am Neckar die Heumesser,
Von Wangen und Isny, die Mutschelfresser,
Von Lindau am See, die Schiffmacher,
Und von Giengen die Krapfenbacher,
Von Rottweil die neuen Schweizerknaben,
Wöllen der Gans auch ein Feder haben;
Die Schneider von Memmingen sind wohl bei
der Sach,
Und die Kürschner von Biberach,
Und von Bopfingen die Rübensäer,
Vom schwäbischen Gmünd die Augsteindreher,
Von Ueberlingen die Rebenmann,
Die Holzflößer von Donauwörth müssen auch
dran,
Die Sichelschmied von Dünkelspül
Und von Eßlingen die groben Nüll,

Von Kaufbeuren die Kalbschänder,
Und von Heilbronn die Faßbinder,
Auch ander, die ich nit nennen will:
Der Hauf ist groß und wird nur z'viel,
Die und andere allesamt
Wöllen Teil am Württemberger Land.'
Sie alle schaden nichts mehr."

„Ein sonderbares Jahr, reich an Ereignissen mannigfachster Art, ist für mich das bald zu Ende gehende", nahm Graf Eberhard wieder das Wort.

„Kaum erst bin ich von Rom zurück und habe nun Mühe und Not, in Kirchen und Klöstern so manches anders und, wie ich denke, besser, als es bisher war, zu gestalten; der Einsiedel will noch unter Dach und Fach; noch nicht lange habe ich meinem teuren Mütterlein in Heidelberg die Augen zugedrückt, und nun tritt die größte und mächtigste Arbeit an mich heran, die für sich allein geeignet ist, die ganze Kraft eines Mannes zu erproben und seinem Wirken dereinst den Stempel aufzudrücken, durch welchen sein Name entweder verflucht, oder aber gesegnet sein wird. Doch hier gilt kein Zaudern! Attempto! So Gott mir Kraft und Gesundheit und seinen Segen verleiht, so sollen fortan nicht nur die Grenzen meines Landes festgestellt und erhalten bleiben; nein, auch der Ritterschaft, der Geistlichkeit und nicht zum geringsten der Bürgerschaft will ich kundthun, wie ich wünsche, daß ein jeder Stand an der Leitung der Geschicke des Ganzen mit Rat und That teilnehme und dadurch

auch die Verantwortung vor unserem obersten Herrn und Richter mit trage.

Wohlan, Ludwig von Sperberseck, melde Deinem Herrn, daß ich sein Verlangen für gut finde, und daß wir von heute ab in drei Wochen im Jagdschloß zu Münsingen den Vertrag feierlich bekräftigen und besiegeln wollen."

„Verzeiht, Graf", unterbrach ihn hier der Abt von Blaubeuren, „warum wollet Ihr im Winter hinauf zur rauhen Alb ziehen? Warum wählet Ihr nicht lieber eine der beiden Residenzen oder eine andere angesehene Stadt, wie Tübingen, Kirchheim, Schorndorf; warum die kleinste unter den Städten des Landes?"

„Deine Fürsorge ist nicht ungerechtfertigt, Heinrich", erwiderte Eberhard, „aber sieh, der junge Graf weilt gegenwärtig in Münsingen; jedenfalls liegt er noch geraume Zeit in der Umgebung des Städtleins der Jagd ob. Darum will ich ihm möglichst wenig Umstände machen. Rauschende Festlichkeiten möchte ich ohnehin vermeiden, und für des Leibes Nahrung und Notdurft wird der Schenk des Uracher Schlosses Sorge tragen. Am liebsten hätte ich freilich meinen Vetter nach Urach eingeladen; allein, Du weißt ja selbst, daß da, wo die Bauhandwerksleute hantieren, nicht gut Besuche empfangen ist."

„Was wird wohl Graf Heinrich zu dem bevorstehenden Vertrage sagen?" frug plötzlich der Probst von Herrenberg. „Auch daran habe ich schon gedacht", antwortete der Bartmann, ohne verhindern zu können,

daß eine kleine Wolke des Unwillens über sein sonst so freundliches Antlitz huschte. „Graf Heinrich hat sich mit seinem Bruder abgefunden und ist Herr von Horburg, Reichenweier und Bilstein. Er soll nur im Elsaß bleiben und seine Blicke nach einem frommen und tugendsamen Weibe richten, anstatt eitle Hoffnungen zu hegen und thörichte Umtriebe zu machen. Doch vermag ich ihn für sein Thun nicht verantwortlich zu machen. Die grausame Behandlung, welche ihm der Burgunderherzog ohne Ursach und Recht angedeihen ließ, hat seinen lebhaften Geist umnachtet, so daß er zu Zeiten, nach Lauf des Mondes, nicht mehr bei sich selber ist. Darum begehrt er auch das einemal in ein Kloster zu gehen, das anderemal weiterer Herrschaft. Mich dauert mein armer Vetter; aber das Wohl des Landes steht höher denn persönliche Gefühle.

Darum gehe jetzt, Sperber, und vollziehe morgen früh Deinen Auftrag. Und wenn jemand vom Madenschlößlein zufällig nach Urach kommen sollte, so will ich Dich schleunigst Botschaft wissen lassen. Du bist die nächsten Tage doch in Münsingen?" Der Junker errötete.

„Ich danke Euch, edler Herr", sagte er bewegt. „Die nächsten Wochen bin ich allerdings in Münsingen oder Grafeneck. Im vergangenen Jahr weilte ich drunten im Remsthal" —

„Woselbst Du zu Korb wohl den Hochzeitwein gekeltert hast?" scherzte Eberhard.

„Hoffentlich gelingt es dem Büffel, den jagenden Hund auf seine Hörner zu bringen." —

Es war spät geworden, und die Gäste Eberhards schickten sich an, sich allmählich zurückzuziehen, als unerwartet Hans von Baldeck und Berthold von Grafeneck noch in die Stube traten.

„Verzeihung, Graf!“ baten sie einstimmig, indem sie sich auf die Kniee niederließen, „ein großer Kummer giebt uns den Mut, noch in so später Abendstunde Einlaß bei Euch zu begehren.“

Und ohne Umschweife erzählten sie die Frevelthat, die der Junker von Hundersingen an ihren Kindern begangen, deren Aufenthaltsorte sie in den jüngsten Tagen erst auskundschaftet hatten. „Das ist gemeiner Landfriedensbruch; der schändliche Junker gehört vor das Hofgericht!“ eiferte Reuchlin; „es ist nicht das erstemal, daß böse Klagen über den elenden Wicht einlaufen.“

Erregt schritt Eberhard in der Stube auf und ab.

„Noch bin ich nicht Alleinherr in Württemberg“ sagte er, „aber das Maß des Junkers und der Klosterfräulein ist voll.“

„Steht auf! Die Schmach soll getilgt werden. Für heute aber geht zur Ruhe; der Wächter mahnt die zehnte Stunde. Ihr bleibt jedoch im Schloß; wer weiß, ob euch beim Heimreiten in später Nacht nicht Uebles widerfahren möchte. Nur verbiete ich euch, dem Sperber euer Anliegen zu entdecken.“

Im Grafenschloß war es, wie im Städtlein, nun auch Ruhe geworden.

Die Ereignisse des Tages waren bedeutend und ungestüm auf Eberhard hereingebrochen, und lange konnte er nicht schlafen. Ein inbrünstiges Gebet für sein Land und sein Volk sandte er gen Himmel.

Allmählich verloren sich die dahinstürmenden Gedanken, und die müden Augenlider senkten sich zu einem erquickenden Schlaf.



VI. Burg Wartstein.

Hoch oben auf schroffem, steil abfallendem Felsen, dort, wo sich das blaugrüne Lauterflüßchen in mächtigem Bogen an der Schildsburg vorbei durch das Thal windet, als wollte es durch respektvolle Entfernung entweder seine Ehrfurcht oder sein heimliches Grauen vor der alten Feste bezeugen, erhob sich ein gewaltiges Bauwesen.

Starke, viereckige Türme, durch dicke, hohe, weit über die senkrecht abfallenden Felsen sich ausdehnende Mauern aus mächtigen Quadersteinen miteinander verbunden, bezeichneten es als eine feste, uneinnehmbare Burg, und der gewaltige Bergfried, der hoch über die wilde Umgebung hervorragte, schaute warnend hinüber in die Gefilde der Donau. Steil über klaffende Felssprünge oder durch unwegsames Steingeröll führte vom Thalgrund ein schmaler Weg empor, und nur selten gelangte man auf der langen, schier endlosen Zickzacklinie in mageres Gehölz von scheu am Boden sich hinziehenden Legforchen.

Kaum vernahm das Ohr den Gesang eines

Vogels; Häher und Elstern befehdeten sich mit widerlichem Geschrei, und der einsame Wanderer that wohl, wenn er seine Blicke möglichst wenig vom Pfad ablenkte, nicht allein der stets drohenden Gefahr eines Absturzes wegen, sondern hauptsächlich auch deshalb, weil gefährliches Otterngezücht aus dem Gestein hervorzüngelte.

Seit alter Zeit gehörte die unheimliche Feste dem Hause der Welfen, und es begab sich schon gegen Ende des elften Jahrhunderts, daß Heinrich, der vierte Welf, nachmaliger Herzog in Bayern, jener ebenso tapfere als treulose Fürst unter Kaiser Heinrich IV., auf dem Feld bei Rotenacker nur deshalb zum Schirmvogt des kurz zuvor von Papst Urban II. bestätigten Benediktinerklosters in Zwiefalten gewählt wurde, weil er in der Nähe die feste Burg Wartstein an der Lauter innehatte, von wo aus er das Kloster am besten zu schützen vermochte. Zur Zeit unserer Erzählung saß jedoch kein gefürchteter Graf mehr auf Wartstein. Die Württemberger hatten allmählich den wartsteinischen Wildbann in ihr Eigentum zu bringen gewußt, und nicht lange stand es an, so gehörten auch Burg und Gerechtsame dem württembergischen Grafenhaus.

Aber nur selten hielt sich einer der Grafen, meist der jüngere Eberhard, in der Feste auf; für gewöhnlich führte der Burgvogt Schenk das Regiment.

Dieser, ein alter, in vielerlei Fehden ergrauter Kriegsmann, der mehr als einmal für seinen alten

Herrn, den Grafen Ulrich den Vielgeliebten, das Leben gewagt hatte, hing mit inniger Liebe an seinem jungen Herrn. Aber bedenklich schüttelte er das Haupt, wenn er hin und wieder mit ansehen mußte, wie dieser in lustiger Gesellschaft es trieb. Manches hatte er schon mitgemacht; aber ein Casus, wie jüngst, war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.

Brachten ihm da etliche Reisige einen hübschen, lockigen Knaben mit dem strengen Befehl, denselben hart zu behandeln und sich jeden Verkehrs mit demselben zu enthalten. Geschah dies thatsächlich auf Anordnung des Grafen; steckte nicht vielmehr jener Junker dahinter, dem er noch nie etwas Gutes zugetraut, und den er von jeher als den bösen Geist seines Herrn betrachtet hatte, der Junker von Hundersingen? Mußte er den Befehl wörtlich ausführen? Vergeblich zerbrach er sich den Kopf; aber nicht vergeblich sträubte sich diesmal sein seither nur an strengen Gehorsam gewöhntes Herz.

Zunächst sorgte er für ein reichliches Abendbrot, und fast befremdete es ihn, daß das Kind auf seine teilnehmenden Fragen nur trotzige Antwort oder Stillschweigen hatte.

Nichtsdestoweniger richtete er in einem hohen Turmgemach, dessen Fenster mit Eisenstäben vergittert waren und eine Flucht schon deshalb unmöglich machten, eine behaglich erwärmte Lagerstätte zurecht, begleitete seinen kleinen Gefangenen dahin und

quartierte sich selbst in einem anstoßenden Gemach ein, um gleich bei der Hand zu sein, wenn der Knabe irgend einen Wunsch äußern würde. Auf einmal vernahm er leises Weinen.

Schon schickte er sich an, nach dem Kinde zu sehen, als er dasselbe im Selbstgespräch sagen hörte:

„Mut Walther! Wer wird auch weinen! Warte nur, du elender Junker! Sobald meine Hände das Schwert führen können, werde ich dich lehren, Menschenraub zu treiben, so wahr ich ein Grafenecker bin!“

Wa—a—a—s! Den Sohn Bertholds von Grafeneck hatten sie ihm gebracht, des Rauhgrafen, der weit und breit bekannt und beliebt war, bei dem noch niemand vergeblich Hilfe und Gerechtigkeit gesucht hatte! Das war ein schlimmer Handel! Alter! Jetzt heißt's auf der Hut sein. —

Die Zeit ging hin. Walther war durch das freundliche Wesen des Burgvogts zutraulicher geworden, und eines Morgens durfte er in Begleitung seines Wächters einen Spaziergang durch den Burghof unternehmen.

Eben kehrten die Knappen mit den Pferden aus dem Thal von der Tränke zurück, als ein Mann über die herabgelassene Zugbrücke trat, dessen Aeußeres einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck machte. Seine Kleiduug war zerlumpt; wirr hing ihm das Haar um die niedere Stirne, unter der zwei kleine Augen listig hervorstachen, und ein ungepflegter Bart umrahmte das aufgedunsene Gesicht, während

die nackten Füße aus mancherlei kleinen Wunden zu bluten schienen.

Den Schlangentoni nannten ihn die Leute. Tag für Tag befand er sich im Wald, sammelte Kräuter und Beeren, woraus er Tränklein und Salben bereitete, und fortwährend züngelten einige Nattern aus dem Brustlatz seines Hemdes, die ihm aber nichts anhaben konnten.

Der Burgvogt willfahrte seiner Bitte um einen Imbis, und zur schuldigen Danksagung griff er nach seinen Reptilien, legte sie auf den Boden und ließ sie nach seinen Worten oder Pfiffen allerhand Kunststücke ausführen. Nicht alle gehorchten, und eine rotbraune Otter, deren Rücken entlang dunkle, verschobene Vierecken verliefen, schien die unfolgsamste zu sein. Blitzschnell schoß sie bald dahin, bald dorthin, und die beiden Zuschauer hatten Mühe, ihr möglichst rasch auszuweichen; denn die Berührung mit der Viper erschien keineswegs empfehlenswert. Der Burgvogt forderte darum auch den Toni auf, seine Künstlerschar wieder zusammenzupacken, und eben wollte er sich mit seinem Schützling entfernen, als dieser plötzlich einen durchdringenden Schrei ausstieß. In einem einzigen unbewachten Augenblick war ihm die bissige Otter an den Fuß gefahren, und sofort machten sich heftige Schmerzen fühlbar. Augenblicklich zertrat der Toni der Schlange den Kopf und bestrich die gebissene Stelle mit einer dicken Salbe. Demungeachtet schwoll der Fuß mehr und mehr an, und kaum war

der Knabe in das Bett gebracht, so durchwütete ein rasendes Fieber seinen Körper, und schon nach kurzer Zeit redete er irre. Gab es denn kein Mittel gegen den gefährlichen Biß? Warum half, warum rettete der Toni nicht? Der wußte eben, wie er sagte, leider auch keines.

Der Burgvogt war in Verzweiflung.

Da! Hatte ihm nicht heute früh ein von Münsingen zurückkehrender Knecht gesagt, daß der Doktor Musäus von Urach daselbst sei?

Der konnte gewiß, der mußte helfen!

„Kilian!“ rief der Alte in den Hof hinab, „sattle sofort zwei Pferde, reite wie der Sturmwind nach Münsingen und bringe mir von dort den Doktor Musäus. Sage aber keiner Seele, woher und wohin, selbst dem Doktor nicht, hörst Du!“

Auf Kilian konnte er sich verlassen, das wußte er gewiß.

Stunde auf Stunde zerrann; immer unruhiger und aufgeregter wurde der kleine Kranke. Hörbar schlug und hämmerte sein Herz. Sein Gesicht glühte. Instinktiv, ohne zu wissen, was er that, träufelte ihm der Burgvogt Branntwein auf die Lippen; ab und zu saugte er selbst an der gefährlichen Wunde. Er wollte eben dem Kinde, das so rasch sein Liebling geworden, um jeden Preis Linderung verschaffen. Aber jedes Mittel schien vergeblich.

Endlich, endlich jagten zwei Reiter zum Thor herein, und Gott sei Dank, der Doktor dabei.

Rasch war dieser im Krankenzimmer und ließ sich das Vorgefallene erzählen.

„Ihr habt recht gethan, Schenk", sagte er, „daß Ihr dem Junkerlein Branntwein gegeben und die Wunde ausgesaugt habt. Es sind dies die einzigen Mittel gegen den sehr gefährlichen Biß der Höllennatter. Wenn's nur nicht zu spät war. Jetzt rasch noch einen glatten Stein, den ich recht fest auf die Bißwunde pressen kann."

Der Burgvogt ging, um das Verlangte zu holen.

Aber kaum war er aus dem Gemach, als der Schlangentoni dem Doktor, an den er schon manches Arzneimittel verkauft hatte und welchen er deshalb gut kannte, etwas ins Ohr raunte.

Der Doktor schwieg, und auch als der Vogt mit einem Stein in der Hand wieder eingetreten war, waltete Musäus, ohne ein Wort zu sprechen, seines Amtes. Und siehe da, nach kurzer Zeit atmete das kranke Kind ruhiger, und auch die kleinen Wangen fingen an, weniger zu glühen.

„Das ist der Tod", dachte der Toni, und schon begann er sich im Stillen über den Erfolg seiner Thätigkeit zu freuen.

Als aber die Atemzüge seines Opfers regelmäßiger wurden und ein gesunder Schlaf sich bei dem Knaben einzustellen schien, da hielt er es doch für geratener, sich zu entfernen und mehr in der Nähe des Thores den für ihn immerhin zweifelhaften Aus-

gang der Sache abzuwarten. Aber kaum hatte er die Thüre zu der in den Hof führenden Freitreppe geräuschlos hinter sich zugemacht, als zwei kräftige Fäuste ihn im Nacken packten und mit kräftigem Ruck die steilen Stufen hinabstießen.

Was soll denn das sein? Er raffte sich auf und betastete seine durch den Sturz zerschundenen Gliedmaßen und wollte sich schleunigst entfernen, als der Burgvogt und der Doktor vor ihm standen.

„Wie kannst Du Dich unterstehen, Du Scheusal von einem Menschen", rief der letztere, „mich, den Doktor Musäus zu einem Schurkenstreich verleiten zu wollen. Glaubst Du, ich benütze meine edle Kunst dazu, von Dir und Deinesgleichen Sündengeld zu verdienen? Sage Deinem elenden Auftraggeber, dem Hund von Hundersingen, daß sein schändlicher Plan mißlungen sei; die Schlange habe zwar angebissen, aber ihr Opfer lebe, Dank meiner Kunst. Damit Du aber nicht ganz umsonst hier warst, so nimm dies als verdienten Lohn." Und mit einemmale sausten von allen Seiten so hageldichte Hiebe auf den Schlangentoni, daß diesem Hören und Sehen verging, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er über die Mauer den nächsten besten Felsen hinabgestürzt worden.

Vor dem Thore wurde Pferdegetrappel vernehmbar, und der Hornruf eines Trompeters kündete die Ankunft eines vornehmen Besuchs. Rasch war der Burgvogt auf der Zinne und gewahrte ein Fähnlein Reisiger teils mit dem Uracher Hirschhorn, teils,

mit der weißen Wecke auf rotem Kissen in den flatternden Bannern, und den Rauhgrafen Berthold an der Spitze.

Gebieterisch verlangte dieser Einlaß; allein Fritz Schenk, der am liebsten sofort die Thüre geöffnet hätte, erklärte ihm pflichtgemäß ebenso bestimmt, daß er den Befehl habe, Bewaffneten den Eintritt in die Burg zu verwehren.

Nun zog der Ritter aus dem Lederkoller ein Pergament, das er laut vorlas. Es war ein Brief mit dem Siegel des Grafen Eberhard des Aelteren, der die sofortige Herausgabe des gefangenen Knaben bei Vermeidung schwerster Ahndung verlangte. Nun war für den gewissenhaften Burgvogt guter Rat wiederum teuer.

Durfte der ältere Graf über die Burg verfügen? Gehörte sie nicht ausschließlich dem jüngeren Grafen?

Nein! In dem Brief stand ja ausdrücklich: „in unserem gemeinsamen Eigentum stehend", darum „herunter mit der Zugbrücke!" und schwer rasselten die eisernen Ketten in ihren Lagern.

Bald war der Graf von allem, was geschehen war, unterrichtet. Er eilte zum Lager seines Kindes und sank, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, vor demselben auf die Kniee.

Schenk und der Doktor standen daneben, und die hellen Thränen rollten ihnen über die Wangen.

Welch' wonniges Gefühl durchzog die Brust des Doktors. Was wars denn nur?

Gewiß nicht die Wut und der Aerger über den stehlenden und raubenden Ritter. War es denn möglich, daß ein solcher auch ein warmes, mitfühlendes Herz haben konnte? Schon recht; aber der Grafenecker war ja seinem Kind gegenüber. Wohl, wohl. Wenn er aber gegen andere Menschen auch edelmütig wäre, und wenn dies nicht nur bei ihm, sondern vielleicht noch bei dem oder bei jenem, oder gar bei noch vielen anderen der Fall wäre, was dann?

Ist es recht, einen ganzen Stand zu hassen und zu verabscheuen, wenn. etliche Unwürdige darunter sind? Ist es nicht vielmehr Pflicht, nachdem nun der liebe Gott eben einmal eine Ordnung in die Welt eingesetzt hat, redlich seine Pflicht zu erfüllen, dem Feind wie dem Freund gegenüber?

Ist es denn notwendig, aller Menschen Feind zu sein? Kann man denn nicht auch schon um seines eigenen Besten willen das Gute nehmen, woher es kommt?

Hatten am Ende die Uracher Bürger jüngst in der Trinkstube doch nicht so unrecht? Musäus! Musäus! —

Ein Freudenruf schreckte ihn aus seinen Gedanken. Seinen zwiefach wiedergefundenen Knaben auf dem kräftigen Arme, trat der Ritter zu dem Doktor und dem Burgvogt.

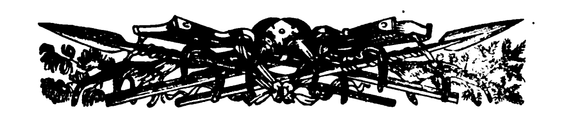
„Dir Schenk“, sprach er bewegt, „verdanke ich das Wiederfinden meines Kindes; Du hast es in treuer Obhut bewahrt, und Ihr, Doktor, habt ihm durch Gottes Gnade das Leben gerettet. Unser Herrgott soll's euch beiden vergelten. Ich selbst kanns nicht lohnen; aber vergessen will ich eure Dienste nie, bei meinem Ritterwort!“

Mit einem dankbaren Händedruck schüttelte er den Männern die Hände.

Donnerwetter! Warum übersah denn der berühmte Doktor, den geeigneten Moment auszunützen und seine werte Person in ein möglichst vorteilhaftes Licht zu rücken, um den Lohn seiner außerordentlichen Kunst- und Dienstleistung gebührendermaßen zu heischen? Schimmerte es denn immer noch feucht in seinen Augen? Beileibe nicht!

Was mußte aber auch gerade jetzt das Junkerlein ihn so treuherzig anblicken und ihm die Hand zum Abschied bieten! — — —





VII. Der Berggeist.

Der Tag ging zur Rüste, als ein Wägelein durch das Dorf Indelhausen fuhr, dessen Pferde eine scharfe Gangart angeschlagen hatten.

Zwei Personen saßen auf dem Fuhrwerk, das vom Wartstein, beziehungsweise von Unterwilzingen herkam und die Bestimmung hatte, den Doktor Musäus zunächst nach Grafeneck und von da wieder nach Münsingen zurückzubringen.

Es waren eben der Doktor und der Fuhrmann.

Gemütlich war die Fahrt nicht; das konnte man gerade nicht sagen.

Dicke Wolken jagten am Himmel hin; phantastische Nebelstreifen zogen das Lauterthal entlang, und die Schatten, die das hin und wieder doch zum Vorschein kommende Mondlicht warf, zeigten statt der Umrisse der sich zu beiden Seiten des Thales hinziehenden Felsen gar wunderliche Gestalten.

Was war denn das für ein eigentümliches Geräusch, das der Fuhrmann schon wiederholt zu hören

glaubte? Bald klang es wie fernes Wehklagen oder wie ängstliches Gewinsel, bald war es nicht anders, als keuche jemand atemlos hinter dem Wagen drein.

„Thut langsam, der Poppele will auch mitfahren!“ rief plötzlich eine hohle Stimme hinter dem Wagen, und ganz deutlich konnte man nun vernehmen, wie sich jemand auf das Wagenbrett setzte.

Der Fuhrmann bekreuzte sich.

Alle guten Geister loben den Herrn! Das ist ja der Berggeist vom hohen Bussen drüben! Wie kommt denn der heute ins Lauterthal?

Die Gäule dampften und schüttelten die Mähnen.

„So ist's recht, Poppele“, ließ sich jetzt die Stimme des weniger furchtsamen Doktors hören; „it ze litzel, it ze viel; Du bist ein Hauptkerl: sag an, wo kommst Du denn so spät noch her?“

„Von den Höllenlöchern bei Feldstetten drüben“, erwiderte die krächzende Stimme, „wo wir gestern Abend den Landstreicher Kunle von Urach geholt haben.“

„Wer, wen geholt haben?“ frug Musäus betroffen.

„Der Teufel und ich haben den Herrn Kunle Knobloch von Urach geholt“, wiederholte der Geist. „Davon weißt Du am Ende noch gar nichts, Du gelehrter Herr Doktor Du? Und's war doch Dein Freund! Nun, auch Du wirst hoffentlich mit der Zeit ein Nachfolger Deines Herrn Kameraden werden wollen, ha, ha, ha! hi, hi, hi?“

„Halt Dein dummes Maul, Poppele, sonst werfe ich Dich zum Wagen hinunter. Erzähle mir lieber, warum ihr es gerade auf den Kunle abgesehen hattet."

„Zehn Jahre sind es her, da ging der Kunle, der damals die Schafe hütete, von Urach hinauf auf die Alb, um Schätze zu suchen. Tag und Nacht lief er mit seiner Wünschelrute auf den Feldern umher, Zauberworte plappernd und Drudenfüße in den Boden kritzelnd. Plötzlich, zwischen Feldstetten und Ennabeuren, neigte sich seine Rute dreimal hintereinander zur Erde. Er grub und stieß auf einen großen Schatz, den er mit sich nahm und gar bald verjubelt hatte. Aber der Schatz gehörte dem Höllenfürsten, weshalb der Finder nach 10 Jahren hätte kommen und einen Teil davon wieder mitbringen sollen. Dies hatte er unterlassen, darum wurde er an Leib und Seele gestraft. Hättest hören sollen, wie der Lump gewinselt und geschrieen hat, als Flammen, wie Blitze, aus dem Loche herausfuhren und ihn verbrannten. Und wenn Du heute hineinblickst in das Loch, so vermagst Du kein Ende mehr abzusehen. Den Stein, den Du hinabwirfst, hörst Du zwar von Fels zu Fels aufspringen, aber das letzte Auffallen vermagst Du nicht zu hören."

„Poppele, Du schwatzest dummes Zeug", ließ sich jetzt wieder der Doktor hören. „Weißt Du nicht etwas Gescheiteres? Kannst Du auch noch kegeln?"

„Ha, ha, ha!" näselte der Unsichtbare, „und wie! Jede Sonntagnacht um 12 Uhr und jeden

Sonntagmorgen, während die Leute in die Kirche gehen; da solltest Du einmal dabei sein! Du würdest staunen, welch noble Gesellschaft ich habe: Ritter und Junker — 's ist auch mancher vom Lauterthal und vom Seeburger Thal dabei, und Fräulein sage ich Dir, Ritterfräulein, hi, hi, hi!

Da ist Leben! Mit Kugeln von Gold werfen wir nach großen, güldenen Kegeln! Das glitzt und gleißt! Und dann heißt's: heißa, juchheißa!" —

„O Poppele, Du großer Aufschneider! Was werden wohl die Ritterfräulein von solch einem Knirps, wie Du bist, wollen?" höhnte der Doktor.

„Halt's Maul, Du Salbenschmierer!" schimpfte der Kleine; „höre nur, wie es am letzten Sonntag einem Liebespaar erging. Du kennst es, Mäuserleben, Du kennst es — 's ist der Grafenecker Marschalk und sein Schatz, die schwarze Betty, die zum Dank für die glückliche Genesung der letzteren eine Wallfahrt auf den Mägdeberg machten. Ei, ei! Der rechte Platz für Seiltänzerinnen! Der Hundersinger hat sie aber damals gut getroffen — das muß man sagen; ist ein Kerl, der gefällt mir und der Holzinger auch, sein Freund, — ein sauberes Paar, nicht wahr, Mäusefanger? — Hei, wie sich da der Teufel schon heute auf deren Besuch freut! Da wird ein Extrafeuer angezündet und der größte Kessel übergehängt . . ."

„Poppele, wenn Du jetzt Dein Schandmaul nicht hältst, so werfe ich Dich die Böschung hinab, in die Lauter!"

„Thu's doch, Doktorlein, thu's doch; kannst dann gleich selbst mitgehen. Hast's längst verdient. Oder meinst Du vielleicht, Du könnest Dich wieder zu Gnaden bringen, weil Du die Betty kuriert und dem jungen Grafenecker geholfen hast? Ist nicht weit her, Deine Kunst! Wären ohnehin nicht gestorben. Die Thränen und das Gebet einer Mutter zum Herrgott nützen mehr als Deine Salbenhäfen. Wenn d e r will, dann, sag ich, hört Deine und unsere Kunst auf. Kommt oft vor, daß e r einen Strich durch die Rechnung macht, und wenn wir auch alles noch so schön eingefädelt haben. Schade, daß die alte Bannmüllerin vor Gram gestorben ist. Sie hätte noch Freude an ihrer Tochter erlebt, aber, wer weiß wann? Doch halt. Was schwatze ich denn? Was wollte ich Dir nur geschwind erzählen? Richtig, jetzt fällt es mir wieder ein: vom Marschalk und von seiner Liebsten.

Die beiden waren vom Mägdeberg auf den Hohenkrähen, woselbst ich meine Kegelbahn habe, herüber gekommen und standen eben am Graben, als ich das Kegelspiel für meine Gäste schön blank putzte. Ganz verliebt schauten sie mir zu, und ich lud sie ein, ein kleines Spiel mit mir zu machen. Gesagt, gethan. Wir kegelten um Gulden. Der Marschalk hatte gute Württemberger. Anfangs gewannen sie mit einander etliche Gulden; dann aber verspielten sie nicht nur alles, was sie gewonnen hatten, sondern auch die hohen Einsätze und schließlich ihr Reisegeld bis auf den letzten Heller. Traurig

zogen sie davon. Als sie auf dem Heimweg den Bussenberg hinaufstiegen, bemerkte Meinrad, daß seine Ledertasche, die er umgehängt hatte, immer schwerer wurde, und wie er nachsah, gewahrte er in derselben eine eiserne Kegelkugel. Er glaubte nicht anders, als daß ihm unterwegs jemand einen Schabernack gespielt habe, und warf deshalb die Kugel ärgerlich zu Boden, so daß sie in mächtigen Sätzen den Berg hinabrollte. Bekümmert über ihr Mißgeschick wanderten sie weiter bis nach Zwiefalten, wo sie ganz erschöpft ankamen.

Als Betty hier ihr Bündel öffnete, um den Rest ihres Mundvorrats zu verzehren, gewahrte sie zu oberst einen Kegel, der war vom feinsten Gold. Sie versuchte denselben zu verkaufen; allein es war niemand im Ort, der ihn hätte bezahlen können. Ein zufällig anwesender Goldschmied von Ulm ließ sich für zweitausend Gulden ein Stück davon absägen. Nunmehr begriffen sie den Zusammenhang und suchten eiligst auch nach der weggeworfenen Kugel; aber die war für sie nirgends mehr zu finden. Doch weil sie einander wegen des Wegwerfens keine Vorwürfe gemacht hatten, so ist das abgesägte Stück von selbst wieder an den Kegel hingewachsen. Nun hat der Marschalk auf einmal eine reiche Braut!"

„Bist doch mitunter ein wackerer Kerl, Poppele," lobte jetzt der Doktor den Kleinen.

„Doch sieh, was ist denn das da oben?"

Sie fuhren eben dem Dorf Buttenhausen zu, als plötzlich hoch oben in den Lüften eine hellleuchtende,

glühende Kugel sichtbar wurde, die mit donnerndem Getöse in der Richtung gegen Grafeneck und das Kloster Offenhausen niedersauste. Der Kutscher hieb auf die aufgeregten Pferde ein, daß sie wie rasend dahinstürmten.

„Das ist eine Kugel von dem Meister da droben; der kanns besser als Du", sagte kleinlaut wieder der Mäuser.

„Hast recht", entgegnete der Poppele, „so ein Wurf bedeutet Gutes und Schlimmes zugleich. Aber das sieht ja gerade aus, als wollte der Herrgott mit dem Zaunpfahl winken. Bin nur begierig, was Du heute in Grafeneck noch zu sehen und zu arbeiten bekommst. Gutes und Schlimmes, Herr Doktor, Gutes und Schlimmes; hi, hi, hi!"

„Ich selbst will nun geradewegs ins Kloster Gnadenzell, wo's allerhand zu thun geben soll für unsereinen, bei Gastereien, Schmausereien und sonstigen Ergötzlichkeiten. Schade, daß das Fräulein vom Madenschlößlein so spröde ist; aber lieber springt sie zum Fenster hinaus, als daß sie mit dem sauberen Windbeutel, dem Hundersinger, buhlen würde. Der Handel wäre auch besser unterblieben, denn der alte Graf läßt nicht mit sich spassen!

Jetzt aber muß ich fort. Seht ihr dort meine Gefährten!"

„Aber, alle Welt, Fuhrmann! wo bist Du denn hingeraten?" rief plötzlich Musäus; „wir sind ja auf ganz falschem Wege."

In der Thal war das Fuhrwerk, entgegengesetzt vom Weg nach Grafeneck, auf der Höhe zwischen Buttenhausen und Münsingen angelangt. Auf weiter, mooriger Heide steht dort einsam eine Hainbuche, und schon seit langer Zeit heißt der unheimliche Ort im Volksmund: „Der Hexentanz.“

Hu! seht ihr dort die kleinen Gestalten, Irrlichtern gleich, durcheinanderhüpfen, bald in geordnetem Reigen, bald in wirbelndem Höllenbreughel. Dazu rauscht der Wind durch die mächtigen kahlen Aeste, und widrige Dünste erfüllen gleich schwelenden Schwaden die Luft. Hört man nicht aus dumpfem, verworrenem Lärm die Stimme Poppeles?

Wie angewurzelt standen die Pferde. Keine Züchtigung, keine Liebkosung brachte sie von der Stelle.

Aber auch der Fuhrmann vermochte vor Schrecken und Furcht kaum zu atmen.

Selbst der Doktor Musäus war ob der schaurigen Erscheinung mäuschenstill geworden, obwohl er sonst nie genug über Hexen spotten konnte.

Da, mit einem Schlag waren die Irrlichter verschwunden. Ein frischer Luftzug kam vom nahen Walde herüber und mit ihm auch wieder Leben sowohl in die vierbeinigen, als in die zweibeinigen, zum Fuhrwerk gehörigen Geschöpfe.

Eilig gings nunmehr durch den Wald, zunächst dem Münsinger Ziegelhaus und aldann dem Schlosse Grafeneck zu. Einen näheren Weg konnten sie jetzt nicht mehr wohl machen.



VIII. Hohe Zeit.

Es mochte so gegen acht Uhr abends sein, als der Doktor nach Grafeneck kam.

Hell waren die Fenster erleuchtet, und von der Kapelle erklangen die feierlichen Töne der Orgel. Musäus stieg vom Wagen und begab sich in die Burg, um der Schloßfrau die Botschaft von der glücklichen Errettung ihres Kindes zu bringen. So hatte ihm der Rauhgraf aufgetragen, der beim Heimritt zu Bichishausen beim Truchsessen zu rasten beschlossen hatte.

Den Doktor führte sein Weg an der Kapelle vorüber, durch deren halboffenstehende Thüre er eintrat.

Trügen ihn seine Augen, oder ist's ein Traumbild, das seine Sinne umgaukelt?

Sitzt nicht da vornen im Stuhl des Schloßherrn der Graf von Urach und an seiner Seite Herr Naucler? Steht nicht der Abt von Zwiefalten in feierlichem Ornat am heiligen Altare? Freilich, freilich.

Aber wer ist denn das hübsche Paar, das ohne hochzeitlich geschmückt zu sein, vor dem Altare kniet

und den Segen des Priesters empfängt? Ist der Bräutigam nicht Ludwig von Sperberseck! Kein Zweifel. Dann ist die liebliche, blasse Braut niemand anders als das Fräulein vom Madenschlößlein! Mäuserleben, jetzt bist Du auf dem rechten Weg.

Ja, aber wie geht denn das alles zu?

Dem Doktor wurde es ganz wirr im Kopf; aber es sollte noch anders kommen. Eben hatte Herr Fabri die heilige Ceremonie beendet, als sich leise das kleine, zum Glockenstübchen führende Thörlein öffnete und Meinrad, der Marschalk, die zitternde Seiltänzerbetty an der Hand, eintrat. Keck schritt er mit seinem Lieb zum Altar, und starr vor Verwunderung blickte alles auf das seltsame Paar.

Allein der welterfahrene Abt kannte seine Leute, und ohne ein Zeichen der Ueberraschung, gleich als ob alles längst vorbereitet und besprochen wäre, spendete er auch den nunmehr vor ihm Knieenden das Sakrament der heiligen Ehe.

Still, wie sie gekommen waren, wollten Meinrad und sein junges Weib das Gotteshaus wieder verlassen, als der Graf von Württemberg sich erhob und dem jungen Mann kräftig die Hand schüttelte.

„Sei glücklich, Marschalk, mit Deinem Weib“, sagte er; „ein Wandervogel gerät auch in der behaglichen Stube. Dein Thun zeugt von wackerem Sinn, tapferem Mut und von rechtem Vertrauen zu Gott und den Menschen. Gleiches sah ich nur einmal im stolzen Venedig, woselbst ein Schiffsmann mit seiner

Erkorenen im Dom nach der heiligen Messe ohne weiteres die Trauung heischte. Aus der Mitte der Andächtigen traten rasch zwei Zeugen herzu, und die heilige Handlung gestaltete sich zu einer feierlichen Kundgebung. Mareleone hieß der wackere Seemann, und zum Zeichen dafür, daß nicht nur an den Gestaden des Mittelmeers, sondern auch auf den Bergen der Schwabenalb treue Liebe zu finden ist, die Hindernisse siegreich zu überwinden weiß, und daß ein Württemberger einem Welschen in Treue nicht nachsteht, sei fortan Dein Name wie der jenes tapferen Venetianers: „Seelöw.“

Innig dankten die Glücklichen dem gütigen Grafen, und ein feierlicher Moment war es, als auf Eberhards Befehl der Abt den beiden neuvermählten Paaren, Ritter und Knecht, zugleich den Segen der Kirche erteilte. — — —

Doktor! Doktor! Sind Deine Augen schon wieder feucht geworden? Ob des hellen Lichterglanzes natürlich.

Warum ist denn Deine scharfe Zunge nicht mehr wie seither bei jedem Anlaß bereit zu Zank und Streit, zum Besserwissen und zum Herauskehren der stehenden Thatsache, daß alles Thun der im Leben über Dir Stehenden niedrigen Selbstzweck verfolge?

Hat sich Dein Urteil gemildert, und beginnst Du vielleicht zu ahnen, was es heißt, wenn in wenig Tagen die Engel vom Himmel wieder singen: Friede auf Erden! — —

Munterkeit herrschte an diesem Abend im Schlößlein des Grafeneckers, und als der Rauhgraf selbst zum Thore einritt und seiner treuen Gattin den verloren geglaubten Sohn aufs neue ans Herz legen konnte, da kannte der Jubel und die Dankbarkeit keine Grenzen. Dem einfachen Hause war Heil widerfahren, zumal auch der geliebte Fürst, nachdem er im benachbarten Kloster drüben strenges Gericht gehalten und Agnes von Baldeck befreit hatte, unter dem bescheidenen Dache eingekehrt war und nicht verschmähte, die Nacht im Schutze des Grafeneckers zu verbringen.

Es entsprach ganz seinem väterlichen Herzen und seinem thatkräftigen Handeln, daß er, ohne lange die Zustimmung des alten Baldeckers abzuwarten, den Wunsch der Liebenden, den sie übrigens nicht einmal auszusprechen wagten, zu erfüllen gebot, und in launiger Rede gedachte er bei der Abendmahlzeit des Sperbers und seiner süßen Beute.

„Das Recht ist Gemeingut meiner Unterthanen“, schloß der Graf; „aber Wohlthun und Gerechtigkeit üben, das ist die heilige Pflicht der Fürsten.“ — —

Was ist das? — Ein plötzliches Gemurmel von Stimmen, ein hastiges Herüber zum Schloß und Hinüber zur Halle des Gesindes, woselbst der Marschalk mit seinem jungen Weib Wohnung genommen — weg, Platz da für den Doktor. —

Diesmal kommst Du mit Deiner Kunst zu spät, Freund!

Die schwarze Betty hat die Augen für immer

geschlossen. Das Glückes, das über sie kam, war zu viel auf einmal; ein Herzschlag hatte ihrem Dasein ein Ziel gesetzt, just, als sie an der Schwelle eines neuen Lebens stand, gleich der Eintagsfliege, die bei der Hochzeit stirbt. Wie ein Wachsbild, mit verklärtem Lächeln auf den Lippen, lag sie da, im Tode noch glücklich und schön.

Stumm rang Meinrad die Hände.

Die Ereignisse der letzten Monate traten ihm vor die Seele. Er sah sein Lieb, das er auf eigentümliche Weise wieder gefunden hatte, unter dem Dolch eines Schurken zusammensinken, sah, einem Wunder gleich, die tötliche Verletzung wieder heilen und sah höhere Mächte schirmend über der Geliebten walten, um — nun wozu denn — um desto sicherer mit einem einzigen Schlag alles zu vernichten. Dein Leben ist wertlos, wie das ihre! tönte es in seinem Innern; gehe fort, dahin, wo nicht einmal ein schmuckloses Grab Dich zu erinnern vermag, daß es auf der Welt kein Glück gibt, nur eitlen, leeren Wahn.

Er drückte einen letzten Kuß auf den bleichen Mund seines Weibes.

Dann ging er hinaus in die dunkle Nacht; auch für ihn war das Leben zu Ende.



IX. Am Eisenrüttel.

Ein herrlicher Wintertag. Die Nacht über war ein kleiner Schnee gefallen, der erste Schnee, aber weiß und kalt, wie eben einer um Weihnachten.

Vergoldet vom Scheine der aufgehenden Sonne lag weiß, blank und rein das weite Feld; die Lichtstrahlen spalteten sich im Eis und flimmerten in fortwährend wechselndem Farbenspiel; nackt und kraus ragte da und dort aus dem Schnee Dorngebüsch heraus, dessen Zweige ein feiner Reif überzog, während die Aeste der Tannen, Fichten und Kiefern wie überzuckert aussahen. Es schien, als habe die Alb sich in ein Festgewand gehüllt. —

Frühe schon öffnete sich das Thor von Grafeneck und eine stattliche Anzahl von Reitern, an deren Spitze Eberhard im Bart, ritt aus in der Richtung gen Münsingen.

Der Graf war ernst und gedankenvoll, und nur leise redend begleitete ihn das Gefolge.

Mitten im Wald hielt er an. Die Pracht der Natur schien einen mächtigen Eindruck auf sein für das Schöne so empfängliches Gemüt zu machen.

„Hat nicht der Tannenwald im Schnee etwas Bestimmtes, Selbständiges, Entschiedenes?“ äußerte er zu seiner Umgebung. „Jeden einzelnen der Bäume hebt die Schneedecke scharf hervor; im weißen Kleid scheint er aus der Gesammtheit herauszutreten, und seine Individualität kommt scharf zum Ausdruck. Oder gleichen die graziös gestalteten Individuen, die ihre Arme so zierlich in die Luft hinausstrecken, in ihrer starren Bewegungslosigkeit einer großen Geisterversammlung?

Wohlan, laßt auch uns bestrebt sein, als sebstständig denkende und handelnde Geschöpfe aus der Gesammtheit hervorzutreten.

Freie und unabhängige Männer will ich um mich haben; der Geist und die Hand eines jeglichen meiner Unterthanen soll belebend und fördernd am Ganzen mitwirken. Nur dann wird der Thron des Fürsten erglänzen, werden die Städte und Dörfer sich beleben und die Gefilde gedeihen. Verwoben, wie Ulme und Rebe sich umschlingen, seien die Rechte des Fürsten und die Rechte des Volkes!“ — —

In der Thalmulde, die von Münsingen nach Grafeneck am Dorfe Dottingen vorbeiführt, vernahm man Jagdrufe.

„Mein Vetter scheint sich vor ernstem Thun die Zeit mit Kurzweil zu vertreiben“, sagte Eberhard,

„schade, daß wir ihm dabei nicht Gesellschaft leisten können. Willst Du, Sperber, den Grafen nicht von unserem Ritt nach Münsingen unterrichten?“

„Gewiß“, antwortete der Gefragte, wandte sein Roß und ritt, ohne erst lange nach Weg und Steg zu fahnden, hinein ins Waldesdickicht. Er war schon eine schöne Strecke waldeinwärts geritten, ohne in die Nähe der Jäger zu gelangen. Hart am Eisenrüttel endlich klangen die Zurufe des Rüdemanns so nahe, daß er die richtige Fährte nicht mehr verlieren zu können glaubte. Mit einemmale wurde es aber wieder still, und nur das Geläute der in der Ferne jagenden Hunde und die Klänge des Hifthorns tönten weithin durch die winterliche Stille des Waldes. Gerne wäre der Sperber so eilig als möglich nachgesetzt, aber dichtes Gesträuch und Gestrüpp und sumpfiger Moorboden verhinderten ein rasches Reiten.

An einer ziemlich breiten und lichten Stelle sah er ein Rudel Schwarzwild im Kessel, das bald da, bald dorthin stob, Kräuter und Pilse ausrodete und mit dem Gewehr Wurzeln und Gestäude brach. Es war eine Bache mit ihren Frischlingen.

Die Spur des Ebers hatte der Finder längst aufgenommen; darum kümmerten sich die Jäger auch nicht um das Rudel.

Umso mehr mußte dem Junker auffallen, daß ein vereinzelter Weidmann, scheu um sich blickend, herzuschlich.

Wollte dieser die Sauen, die augenscheinlich

kurz zuvor im Kessel eingebrochen waren, anpirschen? Dazu war allerdings bei dem frischen und nicht lauten Schnee die Gelegenheit günstig.

Aber wozu dann auf bester Fährte das seltsame, scheue, nicht mehr vorsichtig zu nennende Gebahren?

Den Junker begann die Sache zu interessieren. Geräuschlos stieg er vom Pferde, band dasselbe hinter einer dichten Kiefernschonung fest und folgte aufmerksam dem seltsamen Jäger, doch so, daß dieser seiner nicht ansichtig werden konnte.

Am Weg, der von Dottingen durch den Wald nach Steingebronn führt, stand, überschattet und beschirmt von einer mächtigen Eiche, hoch aufgerichtet ein Kreuz, von dem das gnadenreiche Bild des Erlösers herabwinkte.

Schon mancher, welchem das böse Gewissen keine Ruhe ließ, war vor demselben auf die Kniee gesunken und hatte Vergebung der Sünden und die Ruhe seiner Seele wieder gefunden.

Der spähende Weidmann ging direkt auf das Kreuz zu.

Wollte er beten? Das wäre fast ein seltsam Vorkommnis bei einem Jäger. Hatte er etwas Schlimmes auf dem Gewissen, oder führte er erst Böses im Schild?

Stille herrschte ringsum, nur unterbrochen durch das Picken des Spechts und durch das Geschrei der gefiederten Waldwächter. Von der Kirche des Klosters

Gnadenzell drüben läuteten die Morgenglocken zur Andacht.

Der unheimliche Jäger blieb einen Augenblick stehen und lugte scharf umher; alles ruhig.

Plötzlich riß er die Armbrust an die Wange; in dem Augenblick aber, in welchem er abdrücken wollte, gewahrte er ein Mädchen des Wegs daher kommen. Es schien ihn nicht zu bemerken; denn eiligen Laufs ging es zum Kreuze, sank dort nieder und bedeckte schluchzend das Gesicht mit beiden Händen.

Der Jäger schien betroffen; er kannte augenscheinlich die Gestalt und wußte nicht recht, ob er sich heimlich wieder entfernen oder die Trauernde anreden solle.

Endlich trat er leise herzu; allein kaum hatte sich sein Mund zu teilnehmender Frage geöffnet, als das Mädchen einen Schrei ausstieß und auf- und davonzueilen versuchte.

Mit starkem Arm hielt er sie umklammert.

„Um Gotteswillen, Marie, sag, was ist geschehen?“ rief er hastig.

„Weg von mir Du Elender!“ schrie bebend das Mädchen und riß sich dabei von dem sie Haltenden gewaltsam los; „Du hast wahrlich Ursache zu fragen, was geschehen sei. Hast Du nicht das Glück meiner Jugend zerstört und den Frieden aus dem Haus meiner Eltern vertrieben? Wehe des Tages, an dem ich in die Augen eines Teufels schaute! Erinnerst Du Dich, wie Du des Adlerwirts Marie im Gärtlein hinter der

Schenke ewige Liebe und Treue schwurst; wie Du ihr versprachst, bei dem Grafen die Erlaubnis zum Ehebund trotz des Standesunterschieds zu erbitten — und ich, eitle Thörin, glaubte das Geflunker und schenkte den Bitten eines Lotterbuben Gehör. Und was war mein Lohn? — Du bist der ehrloseste Wicht, der je im Lande gesehen wurde. Oder hast Du nicht Agnes von Baldeck geraubt, den kleinen Grafenecker seinen Eltern gestohlen und durch den Schlangentoni zu töten beabsichtigt; hast Du nicht Kirchen und Kapellen geschändet und die Seiltänzerin erstochen? Des Himmels Fluch komme über Dich, Du böser Mensch! Und heute willst Du das Werk Deines wüsten Lebens krönen!

Schon einige Zeit beobachte ich Dich und habe nun Deine Absicht erraten. Schleicht ein ehrlicher Weidmann wie gemeines Raubzeug durchs Holz?

Schieße nur in das Bild des Gekreuzigten und mache Deine Armbrust fest und gefeit! Das Bild des Heilands am dürren Holz, das den Menschen Erbarmen bringen soll, winkt Dir nur ewiges Verderben.

Für Dich ist das Gnadenbild nur ein Zerrbild an gekreuztem Scheit, ein Spuk aus thörichten Zeiten!

Gott sei Dir einst ein gnädiger Richter!

Von nun ab siehst Du mich nie wieder! Eins aber will ich Dir halten: die Treue, die ich Dir ver-

sprochen! In Treue will ich für das Heil Deiner armen Seele beten."

Wie eine zürnende, strafende und doch nicht unversöhnliche Göttin, hoheitsvoll und demütig, sich selbst des eignen Werts bewußt, stand das schöne Mädchen vor dem Junker von Hundersingen, als Heldin im letzten Akte des Dramas: Abschied von der Welt.

War dies aber noch der leichtfertige, sittenlose Junker von ehedem? Ein gewaltiger Sturm schien sein Inneres zu durchtoben; seine Seele schien sich mit Macht von bedrückenden Fesseln befreien zu wollen.

Entblößten Hauptes trat er zu der Jungfrau und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Marie!" stieß er hervor, „Marie, verzeih mir, was ich verschuldet. Sprich dies eine Wort aus, und dann laß ab von Deinem unglückseligen Schritt. Ich weiß, was Du vorhast. Bleibe bei mir und errette mich vom Verderben. Du allein vermagst es.

Hier unter dem Kreuze will ich Dir geloben, ein anderer Mensch zu werden und die Sünden meiner Vergangenheit zu büßen. Dieser Hohe, Schmerzzerrissene da oben, der frei von der Sünde litt und starb, sei Zeuge meines Entschlusses! Gieb Antwort, Marie! — Gieb Antwort, wenn noch eine Hoffnung auf Erden, noch ein irdisches Glück, noch Vergebung für einen Reuevollen winkt! Antworte! Ich frage nie wieder, hörst Du, niemals!"

Schon wollte er das starre Knie beugen; denn im Angesicht des Mädchens glaubte er günstiges Urteil lesen zu dürfen.

Da wimmerte von ferne leise wieder die Klosterglocke.

Marie erschrack. War dies nicht ein Zeichen vom Himmel, wie ihr Entschluß, der schon wankend werden wollte, ausfallen müsse?

Thränen rannen über ihre Wangen; hochklopfenden Herzens betrachtete sie der Junker. Mit einemmale richtete sie sich empor, und schöner war noch nie ihre Gestalt, als sie ernst und feierlich sagte:

„Hörst Du, wie die heilige Gottesmutter mich ruft, einzutreten in die Zelle ihrer Gnaden? Laß mich ziehen zu ihr. An ihrem heutigen Gedächtnistag will sie mich empfangen."

„Zum zweitenmal narrt mich der Teufel!" schrie jetzt wild der Junker; „nie will ich mehr vor Dir knieen, Du falsches Weib, und will auch nicht vor Dir knieen da oben. Ich allein bleibe vor Dir stehen, und wenn Tausende Dich anbeten sollten!"

Sprachs, griff zum Köcher und legte einen Bolzen auf die Armbrust.

Schußgerecht wechselte wenige Schritte vor ihm ein Fuchs über den Weg. Der Junker sah ihn nicht, seine Augen waren scharf zum Kreuze gerichtet; die Armbrust ruhte fest an der Wange, und schrill und scharf fuhr der Bolzen mitten in das

Gnadenbild, daß es in Stücke zerspittert zu Boden fiel und der Pfeil im Kreuze stecken blieb.

In schrillem Mißton hörte die Klosterglocke auf zu läuten; ein lauter Aufschrei ertönte und wie ein gehetztes Wild sprang Marie von dannen. Aengstliches Gebahren zeigten die Vögel, und wie ein tiefer, schwerer Seufzer hallte das Echo im Wald.

Der Hundersinger blieb eine kurze Weile stehen. Alles um ihn her schien verändert. Nebel erfüllte den Waldesgrund, und finster starrte von den ansteigenden Höhen der Fichtenwald.

Warnenden, dräuenden Gestalten gleich erhoben sich die Dorngesträuche, und eisiges Schweigen lag über Wald und Flur, einem verwaisten Gemüt zu vergleichen, daraus jeder Strahl der Freude und Hoffnung entschwunden ist.

Gestützt auf einen knorrigen Ast nahte eine alte, häßliche Frau, eine Tracht dürren Holzes auf dem gebeugten Rücken. Welk war ihr Antlitz, blutleer waren die eingefallenen Wangen und die dürren Lippen; in dünnen Strähnen hing das graue Haar um ihre Schläfe, und doch blitzten die in die Höhlen eingesunkenen Augen so unheimlich, als lauere in ihnen Tod und Verderben. Schweigend trat sie zum Bildstock, las die umherliegenden Trümmer des Christusbildes zusammen und steckte sie unter ihr gesammeltes Holz. Da, im Nebelrauch, der sie schwankend und dicht umwallte, reckte sich geisterhaft ihr Schattenbild.

Zur Riesin wuchs es an, und drohend erhob sich die magere, knochige Hand.

Dem Junker stockte das Blut in den Adern. Eiskalt überliefs ihn, und bergschwer hockte die Angst auf seiner Brust. Er konnte nicht fliehen; wie festgebannt mußte er stehen bleiben. Was wollte das Trugbild von ihm?

Da öffnete sich der zahnlose Mund, und dumpf und hohl, wie aus der Tiefe des Grabes, drangen die Worte an sein Ohr: „Ich bin die Not und die Vergeltung!"

Ein eisiger Luftzug, ein Windstoß – und kahl, seines idealen Schmuckes beraubt, von Hundersingens Pfeil durchbohrt, stand das Kreuz da. Weder rechts noch links blickend, eilte der Gottesschänder von dannen, in der Richtung gegen Münsingen, von woher mit einemmale wieder die Klänge des Hifthorn vernehmbars wurden.

Ludwig von Sperberseck war tief erschüttert; die letzte halbe Stunde deuchte ihm ein wirrer, wilder Traum. Eilig bestieg er sein Pferd und suchte nunmehr so rasch als möglich zu dem jagenden Grafen zu gelangen, um seine Botschaft auszurichten.





X. Der Münsinger Vertrag.

„Vertrag! es geht auch hier zulande
Von ihm die rechte Satzung aus,
Es knüpfen seine heilgen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus."
(Uhland).

Im Münsinger Schloß herrschte ein reges Leben. Boten kamen und gingen; Ritter, Prälaten und Abgeordnete von Städten und Dörfern in mancherlei Trachten wandelten aus und ein, oder standen da und dort in Gruppen beisammen, ernste und wichtige Gespräche mit einander führend.

Der große Rittersaal, dessen niedere Wände teils mit Jagdtrophäen und Waffen geschmückt, teils mit gestickten, biblische Scenen darstellenden, Tapeten behangen waren, machte mit seinen kleinen Fenstern einen fast düsteren Eindruck. Nahezu den ganzen mittleren Stock der alten Burg beanspruchte der immerhin bedeutende Raum, und nur eine einzige Kemenate war noch daneben.

In dieser befanden sich die beiden Grafen, Eberhard der Aeltere und sein Vetter Eberhard der Jüngere von Württemberg, allein, ohne jegliche Begleitung.

Wer sie wo anders und ohne sie zu kennen, gesehen hätte, würde sie gewiß nicht für Vettern gehalten haben. Denn das die Spuren eines ungezügelten Lebens verratende Gesicht des jüngeren Grafen bildete einen seltsamen Kontrast zu dem milden Antlitz seines älteren Vetters, das mit den schlichten, in der Mitte gescheitelten, langen Haaren, dem gepflegten, vollen Bart, den regelmäßigen, fast antiken Zügen und dem ungemein sanften Mund einen idealen Ausdruck zeigte. Die Besprechung, welche die beiden Grafen miteinander hatten, war tiefernster Natur. Galt es doch, das zwischen ihnen bestehende Mißvergnügen zu beseitigen und die beiderseitigen Wünsche zu befriedigen.

Der Jüngere war es müde, sein verschuldetes Land zu regieren und sich mit seiner Landschaft, der er nie Zutrauen einflößen konnte und die sich von selbst auf des älteren, besonneren Grafen Seite hinneigte, herum zu streiten. Und dem letzteren war es willkommen, die Früchte seines Strebens, die er erst spät und nicht einmal zuverlässig erwarten konnte, schon jetzt ernten zu dürfen und in den Alleinbesitz eines Landes zu gelangen, dessen Regierung seinem weitblickenden Geiste Anlaß zu staatsmännischem Thun, seinem edeln Gemüt Gelegenheit zum Wohlthun gab. Der Bartmann unterrichtete seinen Vetter auch von

den Unthaten des Junkers von Hundersingen, warnte ihn vor schlechten Ratgebern und riet ihm, sich mit seiner trefflichen Gemahlin, Elisabeth von Brandenburg, wieder auszusöhnen und verderblichen Ausschweifungen zu entsagen.

Ungeachtet der Gefahr, daß der heftige und aufbrausende junge Graf seine Absicht aufgeben und die geplante Landesvereinigung in letzter Stunde noch vereiteln könnte, ließ sich Eberhard die Gelegenheit nicht entgehen, denselben eindringlich zu ermahnen, seinen Unterthanen ein Vorbild der Tugend und nicht der Gottlosigkeit zu sein.

Allein Eberhard VI. dachte nicht entfernt an eine Aufgabe seiner Absicht. Mochten ihn die Worte seines Vetters langweilen und nur dessen ehrwürdige Person ihm Achtung und Aufmerksamkeit gebieten, oder die Ermahnungen thatsächlich einen Eindruck auf ihn machen — schweigend reichte er seinem älteren Vetter die Hand.

„Möge unser Beginnen“, sprach dieser, „für unser Land, Volk und Haus zum Segen gereichen und Württemberg für ewige Zeiten unzertrennlich beisammen bleiben. Ein Reich! Ein Volk! Ein Fürst!“

Die Thüre des Gemachs öffnete sich, und herein trat Ludwig von Sperberseck, um anzukündigen, daß die Stände im Rittersaal versammelt seien.

Dann trat er zu dem jüngeren Grafen, verneigte sich ehrerbietig und entschuldigte sich, daß die Macht der Verhältnisse in den letzten Tagen ihn abgehalten habe, zum gräflichen Hofe zu kommen.

„Ich weiß, Sperberseck", entgegnete der Graf," „was Dir widerfahren ist, wie sich aber doch alles zum besten gewendet hat. Ich werde den Schurken, der die unbefleckte Ehre des Fräuleins von Baldeck anzutasten und auch das höchste Wesen zu schänden gewagt hat, zur Rechenschaft ziehen. Uebrigens sehe ich Dich mit Deinem Weib in nächster Zeit im Schloß zu Nürtingen, woselbst Gräfin Elisabeth sich freuen wird, die Edeln des Landes wieder zu begrüßen."

„Recht so, Vetter", entgegnete freudig der Uracher Graf; „nun aber kommt, die Herren warten unser."

Die Grafen traten in den Saal, während die Versammelten sich von ihren Sitzen erhoben und ehrerbietig Gruß und Huldigung darbrachten. Auf der hinteren Seite des Saales, der Hauptthüre gegenüber, nahm Graf Eberhard von Urach auf einem erhöhten Sitz Platz, umgeben von seinen Freunden Dr. Johann Vergenhans, Johann Reuchlin und von seinem Leibarzt Johann Walz von Münsingen, der ob der Ehre, die seiner Vaterstadt heute widerfuhr, sich doppelt gehoben fühlte. Zur Rechten des Uracher Grafen saß der Stuttgarter Graf, den aber diesmal nicht der Doktor Holzinger, sondern der Landhofmeister Hermann von Sachsenheim und Werner Unzhäuser, der Stiftsprediger von Stuttgart, begleiteten.

Zu beiden Seiten des Saales hatten sich auf hochlehnigen, mit Polstern belegten Sesseln rechts die Prälaten, links die Ritter und im Hintergrund die Abgeordneten der Städte und Dörfer niedergelassen.

Im Einverständnis, „mit Rat“, der Prälaten, Ritter und Landschaft wollten die Grafen handeln, „damit die unter einem Oberhaupt jetzt vereinigten drei Stände mit allen den Ihren und Zugewandten ungetrennt erkannt würden und damit dem, was also erfunden, unweigerlich nachgekommen werde.“

Wir sehen die Aebte Bernhard von Bebenhausen, Nikolaus von Herrenalb, Bernhard von Hirsau, Heinrich Fabri von Blaubeuren, Hieronymus von Alpirsbach, Georg z. St. Georgen, Georg von Zwiefalten, Berthold von Adelberg, Georg von Lorch, Wilhelm von Murrhardt und die Pröbste Peter von Denkendorf und Jakob von Backnang. Nur Probst Albrecht von Ellwangen hatte der ergangenen Einladung keine Folge geleistet; versuchte er doch schon seit 20 Jahren sich der Landeshoheit der Württemberger zu entziehen und mit seinem Stift in die Reihe der Reichsstände einzutreten, ein Begehren, mit dem er bisher freilich bei dem Kaiser nur geringe Unterstützung gefunden hatte.

Den Prälaten gegenüber gewahren wir die Ritter des Landes und bemerken unter ihnen Burkhard von Ehingen, Simon von Liebenstein, Konrad von Asselfingen, Ulrich von Westerstetten, Berthold von Grafeneck, Albert von Bichishausen, Ludwig von Sperberseck und Albert den Späten von der Schildsburg, sowie die Räte der Grafen, so Dietrich von Weiler, den Landhofmeister des Uracher Grafen, Georg von Ehingen, den Kämpfer in Afrika und Spanien, Hans Späth, Wilhelm von Werdenau, Märk von Hailfingen, Burk-

hard von Ehingen, Wolf von Wachenhausen, den Haushofmeister des Stuttgarter Grafen, Albrecht von Rechberg, Konrad von Winterstetten und Konrad von Reischach, den Vogt von Stuttgart.

Die Landschaft, das heißt die Repräsentanten des dritten Standes, der Bürgerschaft, bestehend aus deren Vertretern, als da sind: Vögte, Schultheißen, Burgermeister und Richter, von 52 altwürttembergischen und von den vier linksrheinischen Aemtern Mömpelgard, Granges, Clerval und Passavant, hatten sich den Grafen gegenüber postiert.

Von allen Seiten waren sie herbeigekommen, um mitzuarbeiten am württembergischen Staatsgrundgesetz.

Es war keine kleine Aufgabe, so viele Personen von überall her in kurzer Zeit zusammenzuberufen, und wenn der ältere Graf dem System reitender Boten nicht von jeher Aufmerksamkeit geschenkt und dasselbe gut organisiert gehabt hätte, wer weiß, auf welche Weise die imposante Versammlung hätte zusammengebracht werden können.

In der Mitte des Saales stand ein Tisch, an welchem unter der Leitung des Kanzlers Johann Waibel der Geheimschreiber Epplin mit etlichen weiteren Schreibern das Verhandelte auf Pergament brachte.

Die Debatten waren ziemlich erregt, und wenn auch die von Mömpelgard und Passavant nicht genug deutsch und die von Ebingen und Rudersberg nicht

genug Staatsrecht verstanden, so gabs doch manche Unebenheiten zu ordnen.

Insbesondere wirbelte die Frage: warum nicht auch der Bruder des jüngeren Grafen, Graf Heinrich von Mömpelgard, zu dem Vertrag beigezogen werde? vielen Staub auf.

Der Bartmann hatte jedoch, wie wir wissen, seine Handlungsweise zuvor wohl erwogen.

Für jetzt war es ihm nur darum zu thun, die beiden Landestheile Urach und Neuffen zu vereinigen; deshalb ließ er auch die Frage, auf welche Weise die schönen Besitzungen Heinrichs im Elsaß als künftiger Zuwachs dem Land gesichert zu werden vermöchten, falls ihr Besitzer an die Regierung gelangen sollte, absichtlich der Zukunft anheimgestellt.

Im großen und ganzen war jedoch unter den Ständen keine große Meinungsverschiedenheit, und am dritten Tage nach der Eröffnung des Landtages, am Samstag nach St. Lucien, (14. Dezember 1482), war das bedeutsame Werk vollendet. Mit erhobener Stimme verlas der Geheimschreiber Reuchlin die Urkunde, kraft deren „beider Grafen Land, Leute und Hoheitsrechte in ewige Zeiten ungeteilt ein Wesen und ein Land bleiben, allwegen der älteste Herr von Württemberg regieren und bei allen wichtigen Angelegenheiten und Streitfällen mit Rat der Prälaten, Räte und Landschaft gehandelt werden“ solle, und in zierlicher Rede pries er die Weisheit der Württemberger, die für alle Zeiten sich in Münsingen einen Mark- und Denkstein

gesetzt haben, indem sie die Grundbedingungen eines geordneten Staatswesens: Unteilbarkeit des Landes, Herrschaft mit dem Erstgeburtsrecht in der Thronfolge und Mitwirkung der Vertretung des Volkes bei Regierungshandlungen vertragsmäßig festsetzten.

„Kinder und Enkel werden einst segnend dieser That gedenken," so schloß Reuchlin; „in Zukunft erst wird der heute gepflanzte Baum seine herrlichen Früchte tragen, und noch in den spätesten Zeiten wird, wie am heutigen Tage, der Ruf das Land durchtönen: Allweg gut Württemberg!"

Die Versammlung hatte sich erhoben, und begeisterte Kundgebungen gaben Zeugnis von dem einmütigen Bewußtsein, etwas Hohes und Würdiges geschaffen zu haben.

Nun trat der Abt Fabri von Zwiefalten an den Tisch der Schreiber, nahm das heilige Bibelbuch zur Hand, und in feierlicher Weise beschworen Prälaten, Ritterschaft und Landschaft den Vertrag, den die beiden Grafen unterzeichneten und mit den Vertretern der Städte Stuttgart, Tübingen, Urach, Mömpelgard, Nürtingen, Kirchheim, Markgröningen, Schorndorf und Rosenfeld besiegelten.

Dadurch wurde, wie Herr Bergenhans in sinniger Weise hervorhob, bekundet, daß in der Landschaft, deren völlige Vereinigung unter einem Oberhaupt jetzt bewerkstelligt worden, auch die sicherste Bürgschaft für das Bestehen des Vertrags gegeben sei, gegeben in der Uebereinstimmung mit dem Volke.

Und, als ob schon das Aeußere der Urkunde ihren Inhalt verraten sollte, gar prächtig präsentierten sich die mit zierlichen Buchstaben beschriebenen sechs Pergamentblätter, deren Rücken elf rotseidene Schnüre mit je einem Wachssiegel am Ende, zusammenhielten.

Die Arbeit war gethan; nun sollte aber auch der Frohsinn zu seinem Rechte gelangen. Ein Festmahl vereinigte in der Nachmittagsstunde die Stände im Grafenschloß, und es suchte einer den andern in scharfem Zechen zu überbieten. Gar manchmal fuhr die Hand an die Wehre, um ein Wort auf der Stelle zu sühnen, das erhitzte Geister zur Kränkung gestaltet hatten, und stets war es nur die Achtung vor dem Landesherrn, welche Schlimmes verhütete.

Ungeduldig stampften die in Scheuern und Stallungen untergebrachten Rosse, und allzu gerne hätten die Ritter ein Tournier veranstaltet. Gab es doch jetzt gerade Gelegenheit, mit dem oder jenem eine Lanze zu brechen, mit welchem man sonst nur selten zusammentraf.

Die Grafen selbst hatten daran großen Gefallen, und auch der Bartmann hatte als regierender Graf schon oft sich am Kampfspiel beteiligt. War es doch erst wenige Jahre her, daß er zu Trier unter den Augen des Kaisers im Tournier die deutsche Ehre vor dem übermütigen Burgunderfürsten Karl dem Kühnen rettete.

Allein der Graf übersah nicht, daß heute auch die Bürgerschaft und die Geistlichkeit des Landes um

ihn versammelt sei, und daß es deshalb einer Bevorzugung des ritterbürtigen Adels gleichgekommen wäre, wenn er ein Fest veranstaltet hätte, an welchem teilzunehmen den anderen Ständen unmöglich war.

Darum lehnte er ein bezügliches Gesuch unter Hinweis auf die das Tournier im Freien verbietende Jahreszeit und den Mangel einer geeigneten Halle ab.

Aber auch anderen unnötigen Aufwand wußte er klug zu vermeiden; denn Teuerung und Pest hatten das Jahr in gar übler Weise heimgesucht.

Was der Hunger übrig gelassen, das nahm die Pest mit sich fort.

„Die Teuerung war so groß, daß ein Malter Roggen und ein Eimer Wein 3 fl. galt; dem folgte ein merkliches Sterben, denn es wuchsen den Leuten Würmer im Kopf.“

So mußten sich die Herren an dem begnügen lassen, was die Uracher Schloßküche und der Uracher Schloßkeller in allerdings reichlicher Menge geliefert hatten.

Der nunmehr allein regierende Graf zog sich beizeiten zurück; er hatte mit Burkhard von Ehingen und Simon von Liebenstein noch Wichtiges zu bereden, damit diese sofort auszögen und ohne Rücksicht auf die Winterszeit im ganzen Lande die Huldigung vornähmen.

Am Abend des folgenden Tages schloß der Thorwart von Münsingen die Stadtthore hinter den letzten der heimkehrenden Gäste.

Nur Eberhard im Bart blieb mit etlichen seiner Getreuen zurück, um die gründliche Ausführung des Vertrags in umsichtiger Weise einzuleiten.

Noch ermangelte derselbe der Bestätigung durch den Kaiser, und solche wollte der Graf, als getreuer Reichsfürst, am wenigsten entbehren.

Erst als alles geordnet war, begab auch er sich zurück nach Urach, um nunmehr sobald als möglich mit Hofhaltung und Kanzlei nach Stuttgart überzusiedeln.



XI. Hohen-Urach.

Jahre sind vergangen. —

Trotzig schaute die auf steiler Felsenkuppe thronende starke Feste Hohen-Urach ins Thal, und ihre zahlreichen Türme schimmerten im Gold der aufgehenden Sonne.

Ein reges Leben herrschte schon seit dem frühesten Morgen in der Burg, denn dieselbe war nicht mehr verlassen, wie seither, sondern es residierte auch jetzt wieder, wie zur Zeit des Grafen Ludwig, ein Württemberger im Schloß.

Aber der neue Herr paßte kaum zu der stolzen, wehrhaften Burg; denn er liebte weder Ritterspiel noch Weidwerk; auch gab es keinen Mummenschanz und keine Spielleute oder sonstige Kurzweil.

In ernster Ruhe verstrichen die Tage und, ohne daß der in den Bereich Hohenurachs gelangende Fremdling die Schicksale des Ritters kannte, es überkam ihn eben weil der Gegensatz zu dem Leben und Treiben auf andern Burgen zu hervorstechend war —

die Ueberzeugung, daß hier oben in der reineren Luft des waldumrauschten Bergschlosses ein Mann sein Asyl gefunden habe, dem das mannigfache Getriebe des menschlichen Lebens, seine Gefahren, Anfechtungen und Wechselfälle, ein solches begehrenswert erscheinen ließ.

Und doch ermangelte die vornehme Zurückhaltung nicht einer wohlthuenden Freundlichkeit.

Die Schloßherrin sah überall zum Rechten und führte mit liebreicher Hand, weiser Strenge und berechnender Klugheit ein gar treffliches Regiment, und häufig hallte durch die Hallen und Gänge der Burg das silberhelle Lachen und kindliche Jauchzen des Junkerleins Utz, eines achtjährigen, herzigen Knabens, der sich mit seinen Spielsachen Beschäftigung und Unterhaltung verschaffte.

Kräftig strahlte die Maisonne zur Erde hernieder; ungestüm umkoste sie das junge, zarte Grün und feuerte die Langschläfer des Pflanzenreiches an, sich vom Winterschlaf zu neuem Wachstum und neuer Pracht zu erheben.

Ganz wunderbar schön aber war es in dem wilden, abgeschiedenen Thalgrund hinter der Feste, durch dessen saftig-grüne Matten sich der Brühlbach einem Silberfaden gleich hindurchschlängelt. Eine Reihe grotesker Felsen blickt herausfordernd ins Land, und über die senkrechten Wände stürzt tosend ein aus verborgenen Klüften des Berges hervordringender riesiger Wasserstrahl. Millionen von Edelsteinen gleich schimmert sein Staub; über grüne, bemooste Terrassen

rauschen die Wasser in das liebliche Thal, und die gewaltigen Tuffsteine, über welche der Gischt wie ein feiner Regen sich ausbreitet, erscheinen unter den Strahlen der Frühlingssonne wie Lebewesen von phantastischer Gestalt.

Wir sehen Geschöpfe aus dem Tier- und Pflanzenreich die Abhänge entlang sich bewegen, und ein seltsamer Zauber nimmt unsere Sinne gefangen, wenn wir auf dem Vorhügel des Wasserfalls, der „hohen Wiese“, unter einer schattenspendenden Kastanie uns niederlegen.

Kraftvoll ringen sich Buchen und Eichen zum Himmel empor und flüstern sich in ihren Wipfeln wichtige Dinge zu, während die großen, wie menschliche Finger geformten Blätter der Kastanie sich über unserem Haupte gleich einer Kuppel wiegen, aus der, als wären sie stolze Kandelaber, herrliche Blüten hervorragen — ein Opfer des Frühlings, der jetzt sein Weihnachtsfest feiert. Denn nicht anders strahlt der Baum, als wenn zur Weihnacht viele funkelnden Lichter am Christbaum flammen. Und die mächtigen Felsgesteine mit ihren Höhlen und Schluchten — sie erzählen uns von Menschen längst vergangener Zeiten, von unseren Voreltern, die dem kalten deutschen Winter trotzten und dem Höhlenlöwen, dem Höhlenbären, dem Mammut und dem mächtigen Wisent die Wohnung abrangen.

Drunten im Thal, wo der „runde Berg“ in den Thalgrund ausläuft, wurde eine Reiterin sicht-

bar, zu deren Seiten zwei Kartäuser Mönche einherschritten, während ein Knappe ein lediges Roß am Zügel hintendreinführte. Es war Eva von Salm, die Gemahlin des Grafen Heinrich von Württemberg, welche in der Kartause vorgesprochen hatte, um den Prior zu einem Besuch auf der Burg bei dem kränkelnden Gemahl einzuladen.

Der ehrwürdige Prior, in welchem wir Herrn Albert kaum wieder erkennen, denn das Alter hat inzwischen sein Haar gebleicht und die hohe Gestalt gebeugt, gab der Gräfin mit einem seiner Brüder das Geleite, zunächst bis zu dem tiefen Einschnitt, der gleich einer großen Schießscharte vom Berge sich herzieht und bei dem der Weg zur „Hölle“ beginnt.

Diesen letzteren Pfad durfte ein Kartäuser nicht betreten; denn nicht weit davon befindet sich ein Felsblock, auf welchem deutlich noch der Eindruck eines Hufeisens sichtbar ist.

Von hier aus soll das Pferd Baldurs, des heidnischen Frühlingsgottes, mit einem einzigen Satz auf die Rutschfelsen gesprungen sein, als der Gott von seinem bösen Feinde Loki, der plötzlich aus den unwirtlichen und unwegsamen Höllenlöchern heraustrat, verfolgt wurde.

So lehrte es die Ueberlieferung, und darum verbot auch die Klosterregel das Betreten des Weges, damit der böse Feind keine Macht noch Gewalt über die Herzen gottergebener Klosterbrüder gewänne.

Freundlich verabschiedete sich die Gräfin vom

Prior, und eben wollte sie den Burgsteig entlang weiter ziehen, als zwei Reiter die Sirchinger Steige herabgesprengt kamen.

Es waren Berthold von Grafeneck und sein Sohn.

Ehrerbietig begrüßten sie die Fürstin; gleichzeitig aber drückte der Rauhgraf seine Freude aus, den Prior zu treffen.

„Ich bitte Euch, ehrwürdiger Vater“, sagte er, „einem Sterbenden die letzten Trostesworte zu spenden.

Allerdings ist der Weg weit; allein ich weiß, daß Ihr noch nie gesäumt habt, Eures heiligen Amtes zu walten. Droben im Eisenrüttel, dort wo einst das Gnadenbild des sterbenden Erlösers von frevelnder Hand herabgeschossen wurde, liegt ein fremder Mann mit einer klaffenden Kopfwunde. Zufällig stieß ich auf ihn, wusch ihm seine Wunde und bettete ihn am Wegrand auf ein Lager von Moos und Heu, und der Schlangentoni, der sich auf seine Art im Walde herumtrieb, bemüht sich nun, mit dem Saft frischer Beeren und Kräuter den Verletzten bei Kraft zu erhalten, während ich Euch rufe. Wenn Ihr mein Pferd besteigen wollt, so seid Ihr in einer halben Stunde bei dem Verwundeten.“

„Ich kenne den Platz“, erwiderte der Prior, „und nehme Euer Anerbieten mit Dank an. Zwar scheint mir das Roß mutig und feurig zu sein; allein es wird schon zu unterscheiden wissen, ob es einen

Ritter oder einen Diener Gottes auf seinem Rücken trägt."

„Und Ihr, Bruder Warnfried, begleitet den hochwürdigen Vater", befahl Frau Eva, „und bedient Euch des Pferdes, das mein Knappe am Zügel führt. Gehabt Euch wohl!"

„Wenn Ihr, gnädige Frau, es uns erlaubtet", wandte sich Berthold zu der Gräfin, „so würde mein Sohn und ich Euch zur Burg geleiten. Schon längst ist es mein Wunsch, bei dem Vetter meines erlauchten Herrn und seiner durch Güte und Sanftmut gleich ausgezeichneten Gemahlin einen Besuch abzustatten."

„Ihr schmeichelt, Ritter", schalt Frau Eva; „der Rauhgraf von Grafeneck ist mir wohlbekannt, und ich wollte ihm gerne zugethan sein, wenn er auch meinem Hause dieselbe Treue und Aufrichtigkeit erweisen wollte, die man ihm dem älteren Grafen Eberhard gegenüber nachrühmt. Mein Gemahl, Graf Heinrich, der nur Untreue, Undank und Hartherzigkeit in seinem Leben gekostet, bedarf eines treuen Freundes.

Wollt Ihr?"

„Von Herzen gerne, gnädigste Fürstin," entgegnete der Graf; „das Schwert der Grafenecker blitzt überall für Ehre und Recht!"

Er bestieg das Pferd seines Sohnes, und in lebhaftem Gespräch ritten die Gräfin und der Ritter den Schloßberg hinauf. Fast mochte es manchmal den Anschein haben, als ob vorwurfsvolle Rede über die bleichen Lippen der schönen Gräfin komme, und

als ob der Grafenecker Worte der Rechtfertigung und Verteidigung spreche.

Und als sie an der Zugbrücke angelangt waren und das Jauchzen eines Knaben hörbar wurde, da richtete sich der edle Ritter stolz auf, und mit erhobener Stimme sagte er zu der Gräfin:

„Verzeiht, vieledle Frau; allein was Eberhard that, war noch nie mißgethan. Möget Ihr auch jetzt zürnen, daß er Euren Gemahl von seinem Hofe fernhält und ihm den Aufenthalt zu Hohenurach befohlen hat; es wird eine Zeit kommen, in welcher Ihr ihm dafür dankbar sein werdet.

Hohenurach ist der Forst, in welchem der württembergische Hirsch sich verjüngen und von dem er — ein König des Waldes — hinausziehen wird, sein Revier zu schützen und zu schirmen!“

„Gott gebe es!“ sagte Eva bewegt und reichte dem Grafenecker die Rechte.

Die Zugbrücke rasselte nieder, und fröhlich mit den Händchen klatschend sprangen zwei kleine Jungen den Ankommenden entgegen.

„Das ist schön von Dir, Utz, daß Du der Mutter entgegen kommst“, rief freundlich die Gräfin; „aber sage mir, wer ist denn Dein Gespiele?“

„Ich muß Dich doch erst unterrichten, daß Gäste zu Besuch gekommen sind“, erklärte wichtig das Junkerlein.

„Ich heiße Kunz von Sperberseck und durfte auf meinem Schimmel vom Madenschloß nach Hohen-

urach reiten", meldete leuchtenden Auges der andere kleine Mann mit dem flachsblonden Lockenkopf — — „und der Vater hat mir versprochen, daß auch ich bald ausreiten dürfe auf dem Pferd, das mir der Oheim von Stuttgart jüngst zum Geschenk machte", jubelte Utz dazwischen — — „ja, und dann reiten wir zusammen", triumphierte der kleine Sperber; — „doch wo hast denn Du Dein Pferd?" frug er plötzlich den jungen Grafenecker; „ein Junker geht doch nicht zu Fuß?"

Das sollt ihr alles nachher erfahren, ihr kleinen Wildfänge", beschwichtigte die Gräfin die fröhlichen Knaben; „nun sagt mir zuerst, wo befindet sich der Vater?" und zu dem Grafenecker gewendet, fuhr sie fort: „das trifft sich ja herrlich; ich weiß wohl, welch' innige Freundschaft Euch mit dem Sperber verbindet und auf welch' seltsam-schöne Weise dieser einst seine Hochzeit in Eurer Burg feiern durfte."

„Der Vater ist im Garten", ertönte wieder Utzens helle Stimme, „und zeigt dort unsern Gästen den Tisch mit der klingenden Steinplatte. Doch nein, da kommen sie ja eben."

Ein älterer, schon ergrauter Mann, mit feinen, regelmäßigen Gesichtszügen, fein geschnittenem Profil und träumerischen, beinahe teilnahmslos in die Welt blickenden Augen, dem ganzen Ansehen nach eher einem geistlichen Herrn, denn einem Ritter vergleichbar, trat aus dem in der dicken Mauer befindlichen Thörlein, während Ludwig und Agnes von Sperberseck, ein

stattliches Paar, ihm auf dem Fuße folgten. Herzlich und freundlich war die gegenseitige Begrüßung, und fast schien es, als husche ein Strahl der Freude über das gramdurchfurchte Antlitz des kranken Württembergers.

Kaum hatte man sichs im Rittersaal bequem gemacht, als das Horn des Wächters ertönte und bald darauf ein Herold im Wappenrock des Stuttgarter Grafen durch das Thor sprengte. Lustig flatterte ein schwarzrotes Fähnlein, an dem ein versiegelter Brief hing, in seiner Linken. Der Burgvogt trat dem Eintretenden entgegen und frug ihn nach seinem Begehr, worauf der Reiter erwiderte, daß er von seinem gnädigen Herrn, dem regierenden Grafen Eberhard von Württemberg, beauftragt sei, Gruß und Botschaft dem Grafen Heinrich zu überbringen.

Es war das erste mal, seit der letztere zu Hohenurach sich befand, daß sein Vetter ihm eine derartige Aufmerksamkeit erwies, und es wäre thöricht, zu leugnen, daß sich in dem Herzen des ohnehin leicht erregbaren Grafen Heinrich eine Abneigung gegen seinen glücklicheren Vetter festgesetzt hatte. War ihm doch noch wohl in Erinnerung, wie ihm dieser das silberne Siegel, das Zeichen seiner Macht und seiner Hoheit, einst vor seinen Augen zerbrach.

Es kostete ihn deshalb Ueberwindung, dem sich bei ihm zu Besuch Anmeldenden einen freundlichen Willkomm entbieten zu lassen, und nur dem liebevollen und verständigen Zureden seiner Gemahlin war es zu verdanken,

daß nicht eine thörichte Antwort dem Boten aufgetragen wurde.

Inzwischen war ein weiterer Besuch auf der Bergfeste angekommen, ein Besuch, den man nicht allzuhäufig dort sah und der erst seine Einkehr hielt, seit Gräfin Eva wiederholt selbst bei der Oberin in Gnadenzell um die Erlaubnis dazu gebeten hatte: eine Dominikanerin aus dem Kloster, mit der die Gräfin ob ihrer echt frommen Art besonders gern verkehrte. Seit Eberhard vor etlich Jahren in Gnadenzell aufs neue gesäubert und Schwestern aus anderen Klöstern dorthin verbracht hatte, war es um Zucht, Sitte und Ordnung wieder gut bestellt.

Die Nonne hatte die Erlaubnis, einige Tage auf Hohenurach verweilen zu dürfen. Als sie aber hörte, daß der regierende Graf heute Abend noch einreiten werde, da wollte sie eiligst wieder umkehren. Doch gelang es Frau Eva, sie zu überreden und zum Dableiben zu bewegen. Im Ermsthal drunten wurde es mit einemmale lebendig. Ein großer Zug von Menschen beiderlei Geschlechts, alt und jung, trat aus dem Tiergartenthor, inmitten ein Ritter, dessen reichaufgeschirrtes Roß zwei mit Kränzen geschmückte Jünglinge führten.

Es war die Bürgerschaft Urachs, die jubelnd ihren Grafen zum Bergschloß begleitete. Hatte er doch der Stadt erst jüngst wieder, als Entschädigung für den Verlust der gräflichen Hofhaltung neue Rechte und Freiheiten verliehen, durch welche die Bürger aller

Schatzungen, alles Landschadens und aller Dienste freigesprochen wurden, mit Ausnahme der Dienste in solchem Krieg, in welchen der Graf selbst mitzog, und der jährlichen ordentlichen Steuern, Zinsen und Gülten.

Bis zum Burgthore hinauf zog der muntere, singende Haufen, und vielstimmiges Freudengeschrei ertönte, als die beiden Württemberger — Graf Heinrich war, seinen Utz an der Hand, dem Vetter bis zur Zugbrücke entgegengegangen — sich freundlich begrüßten. Schier endlos aber war der Jubel, als Eberhard das kleine Junkerlein zu sich emporhob, dasselbe herzte und küßte und seinen geliebten Urachern als ihren künftigen Grafen zeigte. „Hätte nicht geglaubt, Utzlein“, sagte er, „daß Du so ein prächtiger Junge werdest, als Dich mein Landbote in einem Korb auf seinem Rücken von Reichenweier nach Straßburg und von da nach Stuttgart brachte. Die Luft auf den Bergen der Alb scheint deiner Gesundheit förderlich zu sein“ — — „und die Liebe einer Mutter“ — ließ sich plötzlich eine sanfte Stimme vernehmen.

Rasch wandte Eberhard sich um; „ei, sieh da, Eva von Salm!“ rief er, und reichte der Gräfin die Hand.

„Es beglückt mich, Euch zu sehen und Euer Gast sein zu dürfen; insbesondere aber erfüllt es mich mit Freude und Dank, wahrnehmen zu dürfen, wie der künftige Schwabenfürst in Eurer vortrefflichen Fürsorge und Obhut so wohl geborgen ist und gedeiht. Er ist die einzige Hoffnung des Landes, Base, oder — —?“ Schalkhaft drohte er mit dem Zeigfinger.

„Wer weiß“ — entgegnete lächelnd Frau Eva.

Mit Worten des Dankes verabschiedete sich der Graf von seinen getreuen Urachern, die sich zunächst auf die hohe Wiese beim Wasserfall begaben, um sich dort bei festlichem Spiel und Tanz zu ergötzen. Als aber der Abend hereingebrochen war und die Grafen von der Zinne des Schlosses ins Thal hinabsahen, da bewegte sich eine feurige Schlange von fast endlosem Leib in unzähligen Windungen und Krümmungen langsam den Burgberg hinab. Zu Ehren der Grafen hatten die Uracher Fackeln angezündet, die sie schließlich in dem Stadtgraben zu einem großen Feuerbrand zusammenwarfen, dessen Glut mächtig gen Himmel emporloderte.

Ein besonderes Vergnügen war es Eberhard, mit seinen beiden Getreuen, dem Grafenecker und dem Sperber, die im Stuttgarter Schlosse seltenere Gäste geworden waren, als seinerzeit im Uracher, zusammen zu treffen, und nach eingenommener Mahlzeit verflossen die Stunden in anregenden, wichtigen Gesprächen.

Der alte Graf hatte seinem Vetter, dessen Gesundheitszustand in langsam zunehmender Besserung begriffen war, gar mancherlei mitzuteilen. Zunächst war es allerdings wenig Erfreuliches. Heinrichs Bruder, der jüngere Eberhard, machte durch seine beständige Unzufriedenheit dem regierenden Grafen das Leben nach allen Richtungen sauer. Bald reichte ihm das ausgesetzte Jahrgeld nicht, bald rüttelte er an den bestehenden Verträgen, deren seit dem Münsinger

Vertrag noch zwei weitere abgeschlossen werden mußten, einer in Frankfurt und einer in Eßlingen, und verlangte fortwährend, wieder mitregieren zu dürfen, bis ihm schließlich der Bartmann erklärte: Vetter, wir können nicht beide regieren. Ich habe Dich um das Zusammenwerfen nicht gebeten; nun ich aber darein kommen bin, mein ich auch in demselben zu verbleiben. Sein schlimmster Streich aber waren seine Händel mit den Fräulein im Kirchheimer Frauenkloster, in dem er früher getanzt und gejubelt hatte, das ihm aber nach Ankunft der von dem älteren Grafen gesandten Reformierschwestern die Thore verschloß. Mit Gewalt nur konnte jener seinen Vetter zur Aufgabe einer harten Belagerung zwingen; denn weder Kirchenbann, noch der Zorn des Kaisers vermochte bei dem halsstarrigen jungen Grafen und seinen schlechten Ratgebern, dem Kanzler Holzinger und dem Schreiber Bonaker, etwas auszurichten. „Nun erst sehe ich ein," sagte Graf Heinrich betrübt, „wie es meinem Vater zu Mut sein mußte, wenn er ob meiner und meines Bruders Ausschweifungen und Unverträglichkeiten klagte: ‚Wenn nur von meinen Söhnen der eine ein Schmalzhafen, der andere eine Waschgölte wäre, daß ich sie auch anderen leihen könnte.'

Er hatte uns zu lieb, um uns anderen Leuten zu geben, damit wir Gehorsam, Botmäßigkeit und den Ernst des Lebens kennen lernten.

Wie viel Verträglichkeit, Klugheit unh Festigkeit mußtest Du an den Tag legen, Eberhard, bis Du in

der Regierung die notwendige Einheit zustande gebracht hattest. Das Land wird Dich segnen, wenn es dereinst die Früchte Deiner langen und mühsamen Arbeit und die Früchte seiner eigenen Anhänglichkeit und Treue genießen darf.

Wahrlich, es sollte mich nicht wundern, wenn Kaiser Friedrich selbst Dein Werk krönen und Dich zum Herzog in Schwaben machen würde."

„Verzeiht, vieledler Graf," nahm der Ritter von Grafeneck das Wort, „Kaiser Friedrich ist tot, und seit nahezu zwei Jahren trägt sein mannhafter, thatkräftiger Sohn Max die römische Krone."

„Ist dies derselbe, der seinerzeit in Tirol auf der Gemsjagd die hohe Martinswand erklomm und nachher in Ulm den Münsterturm bestieg, woselbst er in schwindelnder Höhe auf die schmale Eisenstange, an der die Feuerlaterne hing, hinaustrat und mit seinen Füßen Kunststücke ausführte?"

„Gewiß," entgegnete der Sperber; „ich war damals mit meinem Weibe selbst in Ulm und auf einem Geschlechtertanz im Rathaus, bei dem er jeden Reigen mit einer schönen Ulmerin eröffnete, hatte ich das Glück, mit ihm bekannt zu werden. Er hält große Stücke auf Euch, Graf Eberhard, und hat es nicht vergessen, daß Ihr durch die Gründung des Schwäbischen Bundes seinen Vater in der Herstellung von Ruhe und Ordnung im Reich nachhaltig unterstützt habt, und weiß es zu schätzen, wie Ihr nicht bloß für das äußere und innere Wohl Eures Landes und Eurer

Kirche, sondern ganz Deutschlands unablässig bemüht seid. Hat Euch deshalb nicht der alte Kaiser zum Ritter des Goldenen Vließes geschlagen? Und ist es nicht männiglich bekannt, daß erst jüngst der neue Kaiser hauptsächlich durch Euer kräftiges Eingreifen zu Worms den ewigen Landfrieden zustande gebracht hat, der das Faustrecht abschaffte, das Reichskammergericht in Frankfurt einsetzte und dauerhafter sein wird, als die seitherigen Verabredungen."

„Laßt's gut sein," erwiderte Graf Eberhard; „was ich bis jetzt zum Wohl von Land und Reich leisten konnte, ist mehr als bescheiden zu nennen. Aber das ist wahr, daß Kaiser Max mich wissen ließ, daß er beabsichtige, mich bei der nächsten Reichsversammlung zum Herzog von Württemberg und die württembergische Landschaft zu einem Reichsfürstentum, zum Herzogtum Württemberg zu erheben.

Und es ist nicht der letzte Grund, aus welchem ich heute in Hohenurach weile, um mit Dir, Vetter Heinrich, als dem Stammhalter unseres Geschlechts, darob Rücksprache zu nehmen. Das Herzogtum Schwaben ist seit dem Tode der Hohenstaufenkaiser erloschen, und ich muß es als eine hohe Ehre für mein Land betrachten, wenn es im Herzogtum Württemberg wieder aufleben soll. Aber wie ist mir, wenn ich an die Zukunft denke? Der männliche Stamm unseres Hauses ruht zur Zeit nur auf Deinem Utz, und Gott wolle geben, daß er noch eine kräftigere Stütze bekomme. Wenn nun aber bei der Erhebung unseres

Landes zu einem reichslehnbaren Fürstentum die Töchter unserer Nachkommen, welche den aussterbenden Mannesstamm überleben, von dem väterlichen Erbe vertrieben würden und das Land mit dem Besitztum eines anderen regierenden Hauses vereinigt würde, was dann? Da sei Gott vor. Viel lieber blieben wir als Grafen mit Württemberg, und unser Volk mit uns vereint. Nun hat mich aber Kaiser Maximilian bei seinem kaiserlichen Wort versichert — und an einem Kaiserwort soll man nicht drehen und deuteln — daß für den Fall der Erledigung des Lehens das Herzogtum nicht mehr verliehen werde. Vielmehr soll es als des Reiches Wittumgut auf ewige Zeiten der kaiserlichen Kammer einverleibt bleiben, und in Abwesenheit des Kaisers durch einen aus den drei Ständen des Landes gebildeten Regimentsrat verwaltet, — in allem aber sollen Land und Stände bei ihren Rechten und Freiheiten geschützt werden."

„Dann schlagt ein, Graf!" rief der Grafenecker; „Württemberg bleibt auf diese Weise für ewige Zeiten den Württembergern, und es bilden nicht mehr blos Hausverträge, sondern die Verfassung und die Gewalt des Reichs die feste Grundlage seines Staatswesens" — — „und dies zu vollbringen, die Selbständigkeit und Einigkeit Deines Landes zu gewährleisten, ist ja das Ziel Deiner Bestrebungen, die Aufgabe Deines Lebens", fügte mit Wärme Graf Heinrich hinzu. Groll und Bitterkeit waren aus seinem Herzen verschwunden; er liebte nunmehr seinen Vetter und konnte ihm Ge-

schehenes verzeihen; sah er doch jetzt ein, wie weise der Graf gehandelt hatte. „Es sei!“ rief Eberhard, und dumpf dröhnten die Kannen, deren Inhalt die Ritter zum Wohl des Schwabenlandes geleert hatten.

Am Thore des Außenwerks der Festung vernahm der Thorwart ein Pochen. Er trat hinaus und gewahrte im Schein des Mondes zwei Reiter von denen der eine das Ordenskleid der Kartäuser trug, während der andere einen wunderlichen Eindruck machte.

Sein Gewand war zerschlissen; an den wunden Füßen hingen zerrissene Sandalen, und das lange graue Haar quoll wirr unter einem wettererprobten schmierigen Filzhut, an dem lose noch etliche Muscheln hingen, hervor.

Der Thorwart beeilte sich gar nicht, die Ankömmlinge einzulassen, und erst, nachdem er in dem Mönch den Prior von Güterstein erkannt hatte, fiel die Zugbrücke nieder und drehte sich das schwere Thor knarrend in den Angeln.

Spät wars geworden, bis der Prior vom Eisenrüttel zurückkehrte, und nun wollte er sogleich dem Grafenecker sein Pferd wieder zurückgeben. Es hatte ihm gute Dienste geleistet, und ohne dasselbe hätte er den todwunden Mann schwerlich mehr am Leben getroffen.

Welch' wunderbare Fügung des lebendigen, rächenden Gottes hatte er doch heute mit eigenen Augen gesehen!

Als er zu dem einsamen Kreuze kam, von welchem einst der Junker von Hundersingen das Bild des Erlösers herabschoß und an dem ungeachtet vieler Versuche ein neues Bild nicht mehr angebracht werden konnte, saß ein Pilger auf dem Betschemel und murmelte unverständliche Worte vor sich hin; nebenan aber, am Boden lag ein Mann, der aus einer tiefen Kopfwunde blutete.

Zürnend erzählte der Pilger, wie er allein durch den Wald gegangen und plötzlich überfallen worden sei, um seines Lebens und seiner geringen Habe beraubt zu werden, wie er sich dann zur Wehre gesetzt und wie es ihm während des heftigsten Kampfes gelungen sei, ein herumliegendes Stück Holz zu erhaschen und seinen Feind damit zu Boden zu schlagen.

Der Priester sah bald, daß es mit dem Getroffenen zu Ende gehe, und ermahnte ihn deshalb, seinen Frieden mit der Welt und mit seinem höchsten Richter zu machen. Aber da kam er schön an.

Nur Schmäh- und Schimpfworte kamen aus dem Munde des Unglücklichen. „Mußtest Du Hund von einem Knecht mir gerade an dieser Stelle in den Weg kommen, wo ich einst das Bild da droben herabschoß! Puh mich friert's! Oder liege ich vielleicht auf heißem Sand! Warum haben denn Dich die Hunde nicht gefressen und warum habe ich Dich bei der Burrenschenke da drunten nicht totgeschlagen, Du Bestie!“ schrie er mit Aufwendung seiner letzten Kraft.

Alle Mahnungen des Priesters, doch sein Seelenheil zu bedenken, wies er hohnlachend von sich.

Allmählich wurde er ruhiger. Plötzlich fuhr er nochmals empor und rief: „Legt mich weg von dem dummen Kreuz! Seht ihr nicht, wie der Teufel da oben grinst!“ Ohne Besinnen packte der Pilger den Sterbenden, wendete ihn um, und mit einem Fluch auf den Lippen endete — der Junker von Hundersingen.

Beim Kreuzesholz, an dem er einst seine Frevelthat begangen, hauchte er sein Leben aus, und mit Flammenschrift zeigten sich plötzlich an der Stelle, an welcher der sterbende Heiland gehangen, die Worte: „Gott läßt seiner nicht spotten!“

Der Prior betrachtete den ganzen Vorgang mit wachsendem Erstaunen. Hatte denn der Junker den Pilger, dessen Hand ein Werkzeug der göttlichen Rache sein mußte, erkannt; waren die beiden Männer im Leben einander feind gewesen? Er stand vor einem Rätsel, dessen Lösung ihm am ehesten möglich däuchte, wenn er den Pilger einlud, ihm zu folgen. Die wunden Füße desselben wären aber nicht im stande gewesen, den flüchtigen Hufen eines Rößleins zu folgen; darum bot ihm Pater Warnfried bereitwilligst sein Tier an,

„Ist nicht Sitte in deutschen Landen“, protestierte jedoch der Fremdling, „daß ein Gesalbter des Herrn zu Fuß einhergeht, während ein Pilgrim hoch zu Roß durch das Land reitet. Mit nichten. Ist

nicht Graf Rudolf von Habsburg, der nachmals ruhmvoll das Scepter des Reiches geführt, als er zum Weidwerk ritt, selbst vom Pferde gestiegen, um es dem Priester anzubieten, der zu Fuß durch den Wald ging?"

„Jawohl", erwiderte der Prior, „aber zwischen damals und heute ist ein gewaltiger Unterschied; jener Priester trug die Sterbsakramente und konnte seine geistliche Pflicht desto besser erfüllen, je früher er an Ort und Stelle kam. Wir aber sind heute solcher Pflicht enthoben. Und Bruder Warnfried hat besseres Schuhwerk und gesündere Füße als Ihr; darum besteigt den Rappen, damit wir vorwärts kommen. Er ist so rasch, wie der meinige aus dem Grafenecker Marstall, und so fromm wie ein Maultier."

„Aus dem Grafenecker Marstall ist Euer Pferd?" frug hastig der Fremdling.

„Ja," sagte der Priester; „der Ritter und Junker Walther befinden sich drüben in Hohenurach, und ich muß eilen, damit ich die Mähre heute noch zurückgebe. Ein Kartäuser soll nie bis zum andern Tag fremdes Gut behalten." Ohne längeres Besinnen saß der Pilger nunmehr auf das Pferd, und während er mit dem Prior durch den Forst ritt, erzählte er seine Schicksale. Er war ein Mann von vielseitigen Kenntnissen und großer Lebenserfahrung. Frühe schon lernte er die Mühsale irdischen Daseins kennen, und nur ein einzigesmal in seinem Leben durfte er von Glück — träumen. Aber auch dies kurz genug. Er besaß einst ein Weib, das ihm der Zwiefalter Abt just zu

gleicher Zeit, als er den Ehebund Ludwigs von Sperberseck gesegnet, in der Grafenecker Schloßkapelle angetraut hatte. Aber nur wenige Stunden dauerte sein Eheglück; denn bald nach der Trauung verstarb die schwarze Betty, wie sie sein Weib nannten, eines plötzlichen Todes. Seitdem irrte er ziel- und planlos in der Welt umher, um sich selbst und sein Weib zu vergessen. Aber es gelang ihm nicht. Auf seinen Irrfahrten kam er auch nach Spanien in die Hafenstadt Palos, in welcher eben auf Befehl der Königin Isabella Matrosen zur Bemannung zweier Karavellen angeworben wurden, welche den Genuesen Columbus auf seiner Fahrt zu der Europa gegenüber liegenden Küste Asiens begleiten sollten. Ohne Besinnen folgte auch er den Werbern; er hatte ja niemand mehr, der seiner bedurft oder nur gedacht hätte, und so machte er jene von Anfang August bis Mitte Oktober 1492 dauernde gefahrvolle Seereise auf dem Ocean mit, durch welche der große Admiral die neue Welt erschloß und den Markstein einer neuen Zeit errichtete.

Nach vielen Nöten und Fährlichkeiten kehrten die Seefahrer im März des folgenden Jahres auf's Festland zurück. Während eines furchtbaren Sturmes, der den Schiffen den Untergang drohte, thaten die Matrosen allerlei Gelübde. Er selbst warf auf Befehl des Admirals eine Tonne in die Wogen, die ein Pergament mit der Beschreibung der Entdeckungsreise des Columbus barg. Und damals gelobte auch er, der Pilger, heimzukehren und in der Kartause zu

Güterstein sein Leben zu beschließen. Nun befand er sich wieder in der Heimat. Und war es nicht ein deutlicher Wink des Schicksals, daß er von ungefähr mit dem Prior des Ordens zusammentraf, in dessen Mitte er fürderhin ein gottgeweihtes Dasein führen wollte!

Zunächst hatte es ihn getrieben, das Grab aufzusuchen, in welches sie einst sein Weib gebettet hatten, und das er im Friedhof zu Dapfen, in dem man die Toten von Grafeneck zu bestatten pflegte, vergeblich zu finden geglaubt hatte. „Nun siehe da, rief er, als sie durch den Ort Sirchingen ritten; „hier, wo ich geboren, werde ich verweilen und weiter forschen, wo der Leib meines teuren Weibes der Auferstehungharrt."

„So seid Ihr der Waffenschmied Meinrad von Sirchingen, der einstige Marschalk des Rauhgrafen?" frug der Prior.

„Seelöw nannte man mich die kurze Spanne Zeit, in der ich ein Weib und ein Heim hatte; seither bin ich namenlos und vogelfrei."

„Wahrlich, Ihr verdient diesen Namen", erwiderte der Prior; aber sagt mir, habt Ihr vorhin Euren Bruder, den Pater, nicht erkannt?" — „Was?" schrie der Pilger; „Euer frommer Begleiter, der mir sein Pferd gab, ist mein Bruder?" „Jawohl; jahrelang war er droben zu St. Johann, in seinem Einsiedel, und nunmehr haben wir ihn zu uns genommen ins Kloster. Gar oftmals hat er mit mir von Euch gesprochen; er erkannte Euch schon damals, als Ihr

vor vielen Jahren in seiner Einsiedelei bei ihm einkehrtet und hoffte fortwährend auf einen nochmaligen Besuch."

„Mein Bruder! Erlaubet mir, Herr, daß ich sofort mein Roß wende und zu ihm zurückeile. Mein Bruder! Wie schön klingt doch dies Wort. Nun habe ich ja auf einmal noch einen Menschen auf der Erde, der meiner gedenkt."

Eben wollte er sein Pferd herumreißen, als ihn der Prior anhielt.

„Gemach, Freund! Warum seid Ihr denn an jenem Abend, dessen vorhergegangener Tag Euch Glück und Unglück zumal brachte, forgelaufen wie der Dieb in der Nacht; warum habt Ihr denn Eurem Weib nicht die Augen zugedrückt, ja nicht einmal so lange gewartet, bis der Doktor Mäuser alle seine Künste angewandt hatte?"

„Hört, ehrwürdiger Herr, dazumal brauchte man keinen Doktor mehr, und den letzten Gang konnte meine Betty auch ohne mich antreten. Was hätte auch ich dabei gethan?"

„So wißt Ihr nicht, daß Euch die Leute des Rauhgrafen Tage lang in allen Ecken und Enden suchten?"

„Nein! Mich suchten? Wozu denn?"

„Ja Euch! Wie, wenn die Kunst des Doktors doch nicht so ganz erfolglos, wenn Euer Weib damals nur von einer tiefen Ohnmacht und Erstarrung befallen gewesen wäre, was dann!"

„Um des Himmels willen, haltet ein, Herr!“ schrie Meinrad, „was Ihr sagt ist unmöglich!“

„Unmöglich, warum nicht gar?“ —

Der Prior versprach dem Heimgekehrten später weiteren Aufschluß zu geben, und bald waren sie nun in der Feste Hohenurach angekommen. Der Pilger begab sich zu den Knechten in die Halle, woselbst ihn Speise und Trank erquickte.

Aber sein sonst redseliger Mund blieb heute verschlossen. Die Worte des Priesters kamen ihm nicht aus dem Sinn; sie waren so rätselhaft, so geheimnisvoll.

Eine Stimmung überkam ihn, wie er sie nie zuvor gefühlt hatte; eine unerklärliche Angst schnürte ihm die Kehle zusammen, und doch hätte er aufschreien mögen, aufjauchzen wie ein Wahnsinniger.

Am andern Morgen, nachdem er den Knechten bei der Arbeit geholfen, erging er sich im Burggraben. Dort war er sicher, allein zu sein, und vielleicht gelang es ihm auch, den Prior irgendwo zu erspähen.

Plötzlich trat ein Schildknappe auf ihn zu und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Nachdem sie hohe Treppenhallen und lange Gänge mit stolzen Säulen durchschritten hatten, hielten sie endlich vor einem kleinen Gemach, durch dessen Thüre sie eintraten. War's Wahrheit oder Täuschung? Stand nicht vor ihm sein geliebter Herr, der Ritter von Grafeneck, und war das nicht Walther, sein Liebling, für den er einst ums Haar sein Leben gelassen hatte?

„Herr Gott im Himmel! Verzeih' mir's. Aber die Freude! Die hellen Thränen rannen dem ehemaligen Marschalk über die Wangen, und nicht um die Schätze der Welt hätte er's gegeben, daß Walther, sein Walther, ihm um den Hals fiel und ihn wie einen lieben Verwandten, nach welchem man Jahre lang Sehnsucht hegt, begrüßte.

Was gab's da zu fragen und zu beantworten, zu erzählen und zu beschreiben!

Die Thüre des Nebengemachs öffnete sich geräuschlos, und herein trat Gräfin Eva, die Männer wegen der Störung um Entschuldigung bittend, hinter ihr eine Nonne, im Gewand der Dominikanerinnen. „Allmächtiger Gott! Nein! Es ist nicht möglich! Das ist ein Zauber und Du, der Du die Gestalt meines Weibes hast, Du bist nur ein Gebilde der übersinnlichen Welt! Das Grab gibt seine Toten nicht wieder!" schreit in höchster Aufregung der Waffenschmied, die Hände wie abwehrend vor sich hinstreckend.

Dann sinkt er gebrochen auf einen nahestehenden Stuhl, die Sinne vergehen ihm. Als er aber die Augen wieder aufschlägt, da ruht sein müdes Haupt im Schoß seines totgeglaubten, wiederauferstandenen Weibes.

Und vor ihm steht in hehrer edler Gestalt Graf Eberhard von Württemberg, die Ritter von Grafeneck und Sperberseck ihm zur Seite.

11

„Steh auf Waffenschmied,“ befahl der Graf; „ich denke, einen besseren Willkomm hätten wir Dir nicht bereiten können, Du Ausreißer. Zum zweitenmal bist Du jetzt mit Deinem Weibe vereint, und wenn in dem Herzen derselben mit Recht Zweifel aufgestiegen sind, ob sie Dir auch folgen dürfe, ohne die Treue gegen ihren himmlischen Verlobten zu brechen, dem sie sich ergab, weil sie ihr irdischer Bräutigam verlassen hatte, so bestimme ich, als oberstes Haupt der Kirche meines Landes, daß, was Gott zusammengefügt hat, der Mensch nicht scheiden soll!

Und was eure Zukunft betrifft, so erhaltet ihr vom Kloster eine Mitgift und zieht heute noch nach Urach in das Haus, in dem der alte Hofmeister einst die Waffen geschmiedet hat. Du wirst manche alte Bekannte dort finden; doch bitte ich Dich, den Spitalmeister Musäus mit besonderer Aufmerksamkeit zu bedenken; denn ohne den und den Helfer dort droben wäre alles wohl anders gegangen.

Seelöw habe ich Dich einst geheißen; dies soll auch fortan Dein Namen sein; denn wer mit dem großen Spanier auf dem Meer gewesen, verdient solchen Namen erst recht.

Mach' ihm auch fernerhin Ehre. Und Du Sperber, habe ein wachsames Auge auf den Waffenschmied und zeige ihm Deine Fänge, wenn es ihn je nochmals gelüsten sollte, sich von dannen zu heben. Hast ihm ja auch etwas zu verdanken!

Und" — zu dem Prior gewendet — „Du Albert, erflehe als ein Diener Gottes aufs neue den Segen des Allmächtigen auf die Wiedervereinten. Wiederum sind wir Dank göttlicher Fügung und Vorsehung versammelt, just wie einst droben in Grafeneck, möge aber der Diener von nun an ebenso glücklich werden, wie der Herr, nicht wahr Frau Agnes?"

Wer beschreibt die Freude und das Entzücken der Wiedervereinten, ob der Güte des Grafen, der sich jedoch den innigen Dankesbezeugungen entzog.

„Lasset uns gehen!" rief er; „es ist Zeit. Maximilian rüstet zur Versammlung der Großen seines Reiches, — und wenn der Kaiser gerufen, so hat ein Württemberger noch niemals gezögert!

Auf denn zum Reichstag nach Worms, getreu dem Wahlspruch meines Hauses:

Furchtlos und treu!"



Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1
I. Grafeneck 5
II. In der Buttenhauser Bannmühle und vor Blankenstein 16
Die Sage von der Urschel 22
Der Mädchenfelsen 25
Das Sybillenloch 26
Der Mönch 28
Meister Epp 32
Johannisnacht auf der Hann . . . 33
III. Münsingen 39
IV. Urach 60
V. Im Uracher Schloß 82
VI. Burg Wartstein 92
VII. Der Berggeist 103
VIII. Hohe Zeit 111
IX. Am Eisenrüttel 116
X. Der Münsinger Vertrag 126
XI. Hohen-Urach 137



Schwabenalb.

Seid mir gegrüßt, ihr blauen Berge wieder,
O Schwabenalb, sei tausendmal gegrüßt!
Wie herzerfrischend schaut ihr auf mich nieder,
Die ihr so oft mein Träumen mir versüßt!
Mir ist, als dürft ich Aug in Aug mit alten,
Mit lieben Freunden traute Zwiesprach halten!

Wie habt ihr mir in sonn'gen Kindertagen
Die Phantasie beschäftigt und beseelt;
Wie oft hat sie zu euch mich hingetragen
Und holde Märchen mir von euch erzählt!
Wie heiß die Sehnsucht oft, die ihr mir wecktet,
Zu schauen, was ihr neckisch mir verdecktet!

So hat sich mir in längst entschwundnen Jahren
Dein Bild, o Alb, ins junge Herz gesenkt; —
Dann hab ich dich bestiegen und befahren
Und hinter dich die Schritte auch gelenkt.
Nun zeigst du mir nach langer Zeit dich wieder
Und weckst in mir der Jugend Lust und Lieder.

Ihr Berge seid gegrüßt, ihr lieben blauen,
Sei mir gegrüßt, o schöne Schwabenalb!
Gestillt ist nun die Sehnsucht, dich zu schauen,
Die mich verfolgt so lang und allenthalb:
Zur Achalm, Teck, zum Staufen und zum Neuffen
Laß freudetrunken ich die Blicke schweifen!

Das Schwabenland.

Auf unsre Berge mußt du steigen,
Auf unsre waldgeschmückten Höhn,
Soll deinem Aug sich lieblich zeigen
Das Schwabenland, so wunderschön!
Da schwillt so froh, so frei dein Mut,
Da wallt so leicht, so warm dein Blut. —
Auf Schwabens Bergen, Schwabens Höhen
Da fühlst du dich in Gottes Hut!

Die reichbewohnten Thäler breiten
Sich wie ein Eden vor dir aus;
Die Flüsse und die Bächlein gleiten
Dem Silber gleich ins Land hinaus;
Aus Dorf und Stadt, in hellem Chor,
Schallt Glockenklang zu dir empor. —
Auf Schwabens Bergen, Schwabens Höhen
Wie weidet da sich Aug und Ohr!

Mein Schwabenland, du einzig-eines,
Du schönste Perle weit und breit,
Von all den Ländern gleicht dir keines
An Reichtum holder Lieblichkeit!
Vom Thal zum Berg, vom Berg zum Thal
Schweift Fuß und Aug in süßer Wahl. —
O Schwabenland, du einzig-eines,
Dich grüßt mein Lied viel tausendmal!

